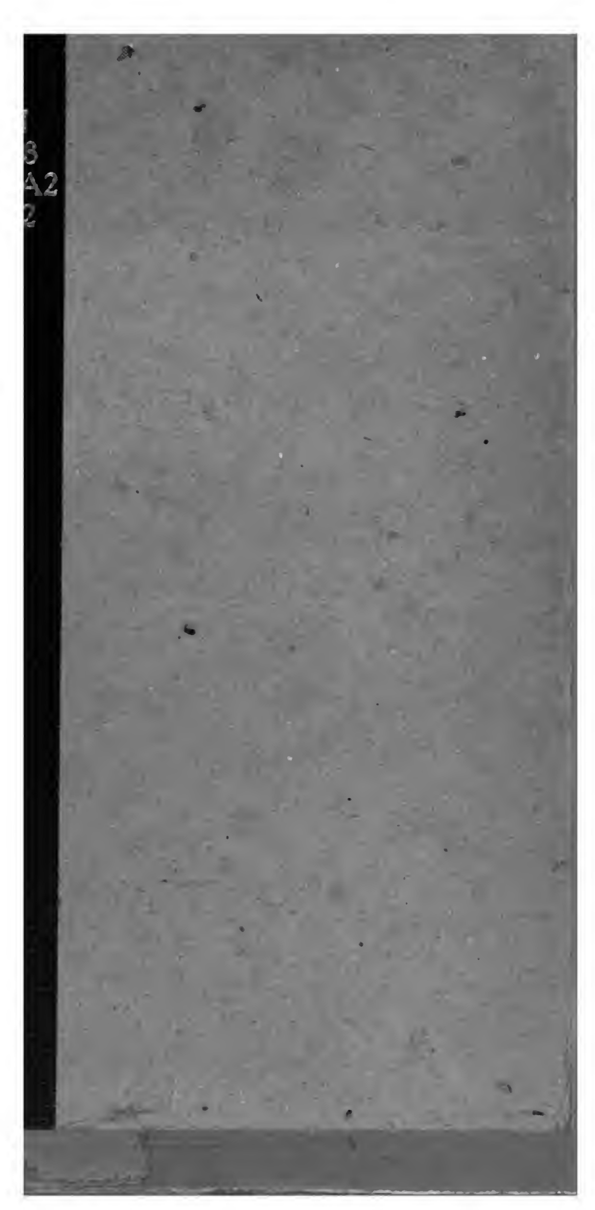

PN
2658
S433A2
1912


3
A2
2



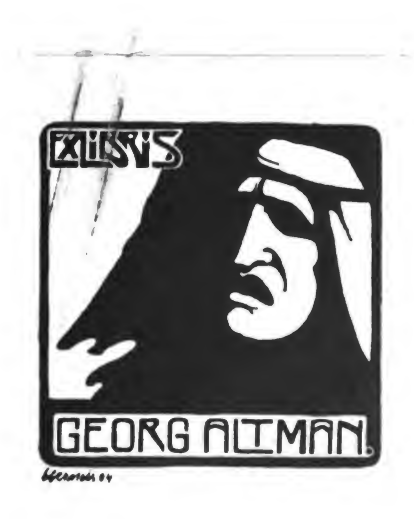
# Mein Wanderleben

von

**Felix Schweighofer**

# Mein Wanderleben

---





Felix Schweighofer

# Mein Wanderleben

von

Felix Schweighofer

Zweite Auflage




Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden



Felix Schweighofer

# Mein Wanderleben

von

Felix Schweighofer

Zweite Auflage




Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden

# Vorwort.

---

Felix Schweighofer hat die Niederschrift seiner Erinnerungen wenige Wochen vor seinem Tode beendet, und zwar mit dem Wunsche, daß solche zu seinem 70. Geburtstage, den er bestimmt zu erleben hoffte, erscheinen sollen.

Einige ihn besonders erfreuende Stellen des Manuskripts hatte er mir bereits vorgelesen, und auf meine Bedenken hinsichtlich des Stils hatte er mir geantwortet: ‚Meinen Stil mußt Du mir lassen, sonst geraten wir uns in die Haare, schön mag er nicht sein, da hast Du ja recht, aber ungekünstelt ist er wie ich selbst, und das ist die Hauptsache!“ Die Leser werden sehen, daß ich pietätvoll seinen Willen befolgt habe.

Es sei mir noch gestattet, einige Worte über Felix Schweighofer als Mensch vorauszuschicken, nicht als Künstler, denn als solcher ist er ja in der ganzen Welt hinlänglich bekannt. Felix Schweighofer war ein prächtiger und wahrhaft guter Mensch. Seine Hauptfreude war Helfen

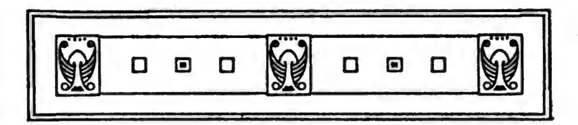
und Geben, und letzteres tat er mit vollen Händen. Am Weihnachtsabende versammelte er regelmäßig eine große Schar armer Kinder um sich, die aufs sinnigste und reichste bedacht wurden. Er erschien dann als Knecht Ruprecht und hielt den Kindern manchmal eine solch rührende Ansprache, daß ihm selbst die Tränen in die Augen traten und die Kinder laut zu weinen anfingen. Ich entsinne mich noch der Schlußworte seines letzten Weihnachtsgedichtes: „Wer reichlich hat, soll reichlich geben!" Überhaupt Weihnachten! Von Anfang Dezember an war im „Felixhof" eine richtige Ausstellung, die Schweighofer gern seinen Intimsten zeigte. Gegen 100 Postpakete gingen nach auswärts, und das bare Geld wurde bereits 14 Tage vorher abgeschickt, damit die Beschenkten gut Zeit hätten, alles einzukaufen.

Am Morgen trafen wir uns — beide in Blasewitz wohnend — häufig zu gemeinsamem Spaziergang. Er kam dann in Begleitung seiner vortrefflichen zweiten Frau, — der früheren Sängerin Fritzi Blum, die er nie genug rühmen konnte, — mit seinen 4 Hunden, voll sprühender Lebenslust die neuesten Eindrücke erzählend. In der einen Manteltasche befanden sich sich stets sorgfältig eingepackte Knochen für die Hunde der Nachbarschaft, die an den Gartentoren erschienen, wenn er pfeifend und singend vorbeikam, in der anderen Biskuits für Kinder, die ihm begegneten. Eine Anzahl unbemittelter Künstler wurde von ihm regelmäßig unterstützt, und in seinem Schreibtisch lagen 5 Mappen mit Quittungen der „Pumpisten".

Felix Schweighofer hat mit seiner nie rastenden Energie, die ihn auch bis ins Alter jung und frisch erhielt, vom ersten Auftreten im Jahre 1862 bis zum Sylvesterabend 1911 ein Tagebuch geführt, in dem er alles aufzeichnete, was ihm wichtig erschien. Eine reiche Fülle der interessantesten Erlebnisse sind darin enthalten, aber wir sind nicht berechtigt mehr zu veröffentlichen, als er selbst gewünscht hat.

**Dresden-Blasewitz**, Anfang Oktober 1912

Heinrich Minden



# I.

Beginn! Geboren — 1842. — Wo? — In Brünn, Hauptstadt von Mähren!

Durch die Armut meiner Eltern mit einer nur minderwertigen und mangelhaften Schulbildung ausgestattet, ahnte ich nicht in dem Labyrinthe meines Lebens, jene Menschenkenntnis zu gewinnen, die mich später beim Thespiskarren als Darsteller meine eigene Individualität bilden und das Richtige finden ließ.

Mein erstes Debut der Selbständigkeit feierte ich 1856 als Lehrling in der Spezereiwarenhandlung meines Onkels in Ragendorf bei Preßburg. — — Der gute Onkel ließ mich für die Kost,

Wohnung und Wäsche alle Süßigkeiten des Spezerei-paradieses bis zur Neige genießen, so viel Pfeffer stoßen, Ölflaschen waschen, Tabakballen treten und Fuselbranntwein heben, daß ich die Liebe der Verwandtschaft schon als Kind fürchten lernte, und meine Hände heute noch die Quittung der harten Jugendarbeit sind. —

Als ich so mit quecksilberner Beweglichkeit hinter dem Ladentisch, für jeden Kunden beim Überreichen des Zuckers, Kaffees, der Schuh-wichse und des Petroleums einen Abschiedspaß hatte, vermutete ich natürlich nicht, daß ich schon damals durch mein sich entwickelndes Theaterblut der Liebling der einkaufenden Köchinnen, Kutscher und Hausknechte geworden war. Ich wäre auch rettungslos zur Reife eines Kommis herange-wachsen, wenn nicht mein guter Stern einen K. K. Katastral-Ingenieur (aus angesehener Wiener Familie) namens Migotti täglich die Spezerei-bude hätte betreten lassen, der merkwürdig viel Bleistifte, Radiergummis und Pauspapier kaufte,

mich monatelang beobachtete und mir manche kleine Freude bereitete, bis besagter Herr Migotti schließlich meinem Onkel den Vorschlag machte, mich auf seinen K. K. Ausmessungen mitzunehmen und für meine Ausbildung zu einem Katastral-beamten zu sorgen. —

Rasch entschlossen begleitete ich vertrauens-voll den mir höchst sympathisch gewordenen Herrn Migotti auf seinen Vermessungen in Ungarn, und schon nach vierzehn Tagen konnte ich als flink herumspringender Katasterlehrling mit der roten Fahne Zeichen meines schnellen Auffassungs-vermögens am Meßtisch geben. — Mit staunens-werter Geduld wußte Herr Migotti meiner fast krankhaften Abneigung gegen alle Schulweisheit beizukommen, und mit beschämter Erkenntnis meiner vernachlässigten Erziehung erleichterte ich die Mühen des Lehrers durch meinen Fleiß und erwarb mir später durch gegenseitige Sympathie so sehr sein Vertrauen, daß er mich in seinen Mußestunden in sein Lieblingsstudium, den Mag-

netismus, einweihte und mich nach und nach selbst zum wahrsagenden Medium vorbereitete.

Damals natürlich ging mir das magnetische Licht nicht auf, warum mich Herr Migotti aus der Pfefferbude lotste — und doch! — Nach einem halben Jahre, soll ich tatsächlich durch Migotti's sanftes Augen- und Händestreicheln und ruhig säuselnde Fragen, im magnetischen Schlafe, den zahlreich herbeieilenden armen kranken Bauersleuten alle ihre inneren Leiden so plastisch beschrieben haben, als ob ich sie vor mir gesehen hätte. — Wer weiß, welches Aufsehen ich noch als berühmter Somnambulist unter Migotti's magnetischer Suggestion erregt haben würde, wenn mich nicht wieder mein guter Stern, während der Feldmessungen in dem ungarischen Dorfe Mezölok abgelenkt hätte.

Diesmal war der Stern weiblich — in Gestalt eines bildschönen Pußtamädels. Mit einem Schlage vernichtete dieses magyarische Mädel das unerklärliche Fluidum in meinen Medium-Nerven.

Schweißtriefend versuchte der gute Migotti allabendlich, mich wieder in den magnetischen Schlaf zu versetzen. — Umsonst! — Auf seine sanft gesäuselten Fragen antwortete ich stets mit einem grunzenden Schnarcher. Seine magnetischen Kontakte waren zerrissen — alles dahin. —

So brachte mich der in seinen Illusionen tief geknickte Mann durch seine Fürsprache in die K. K. Hofbuchhandlung von O. F. Sintenis in Wien. Dort lernte ich in einem Jahre, beim Ordnen der vielen Bücher, zwar ohne Kenntnis des Inhaltes, — aber wenigstens aus den Titelblättern jene Dichternamen erlauchter Geister kennen, die mich hie und da bei wissenschaftlichen Diskussionen als „Gebildeter" mitreden ließen: „Jawohl, erschienen bei Gustav Werner in Leipzig, 1860 — 4. Auflage 1862 — vier Bände broschiert 6 fl. — gebunden 8 fl.' usw. — —

Aber für den Geldbeutel meiner Eltern war der verdienstlose Praktikantenposten in Wien zu

empfindlich. Mein Retter in der Not, Herr Migotti, ermöglichte es denn auch, daß ich durch eine gut vorbereitete und vorzüglich bestandene Aspirantenprüfung bei der Generaldirektion der K. K. Staatsbahn-Gesellschaft in Wien als wirklicher Beamter mit 500 fl. Gehalt und 250 fl. Quartiergeld angestellt wurde.

Meine Theatersonne ging auf! Der Chimborazo meiner Wünsche war erreicht, ich bekam das erste Kostüm — nämlich eine Beamtenuniform.

Von dem betreffenden Fachschneider eine Uniform nach Maß abzuwarten, ließ mein Kostümfieber nicht zu. — Durch ein Dringlichkeitsgesuch bezog ich aus dem Bahnmaterial-Depot eine fertige Uniform, die mir, aufs Wachsen eingerichtet, viel zu groß war, so daß ich in der faltenreichen Pfropfenzieherhose, dem schlottrigen Waffenrock und dem Dreispitz-Chapeau so scheußlich aussah, daß mich jeder Photograph als Zulugeneral aufgenommen hätte. Aber ich fühlte

unter dem weiten Paletot meinen Degen, und alle Zweifel meiner neunzehnjährigen Unwiderstehlichkeit waren dahin; denn in der Uniform sieht bekanntlich der häßlichste Mensch „bildschön" aus. —

Stolz wie ein Spanier benützte ich die erste Bahnfreikarte zum Besuch meiner Eltern in Brünn, um mich natürlich als uniformierter Staatsbeamter, (dem merkwürdigerweise niemand salutierte), vorzustellen. —

Klopfenden Herzens stieg ich mit meinem Degen klappernd die drei Stockwerke in die Höhe. — Merkwürdig unheimliche Ruhe und Blumengeruch in dem finsteren Gange. — Als ich pochte und wieder pochte und — da niemand „herein" rief — durch ein leeres Zimmer ging, um die zweite Tür unwillig aufzustoßen — — — war ich wie gelähmt! — Krampfhaft preßte ich die Klinke in meine Hand und lehnte mich fest an den Türpfosten, um nicht umzusinken.

Der Inbegriff meiner reinsten Kinde

mein ganzer religiös-moralischer Halt — meine gute wie eine Heilige verehrte Mutter — lag auf der Bahre. —

Über die unerklärliche rücksichtslose Nichtverständigung von seiten meines Vaters tief verletzt, gab ich, apathisch vor Schmerz, der Toten das letzte Geleit und fuhr dann mit einem Ekel vor Uniform und Stellung sofort nach Wien.

Mit dem Tode meiner Mutter erwachte ich aus meiner ganzen zerfahrenen Ziellosigkeit — instinktiv sah ich einen anderen Weg vor mir — warf rücksichtslos alle Beamtendisziplin über Bord und — es ist fast unglaublich — aber doch wahr — machte bald das statistische Bureau der K. K. Staatsbahn zum Herd meines schon brodelnden Schminktopfes. — Leichtfertig schnell bewältigte ich mein tägliches Pensum, gewann dadurch Zeit für meine dramatischen Auswüchse, zog mir in den aufmerksam zuhörenden Kollegen ein dankbares Publikum heran und errang so

im statistischen Bureau der K. K. Staatsbahn meine ersten Erfolge komischer Darbietungen. —

Und merkwürdig! Launisch wie das zahlende Theaterpublikum, waren auch meine Kollegen, — denn für das Vergnügen, daß sie vor Lachen über meine tollen Schnurren oft ihre Frankfurter Frühstückswürstchen mit Salzstangen vergaßen, mich verhätschelten und als Grünling anpumpten, denunzierten mich diese guten goldenen Wiener Herzen als Bureau-Anarchisten beim damaligen Zentraldirektor Dr. Kopp, der mich zur Abkühlung meines Theaterfiebers sofort zum praktischen Stationsverkehr nach Szegedin, der größten ungarischen Schweinetransport-Station versetzte. — Das war hart! Alle persönlichen und schriftlichen Gesuche, meine rückständige Schul- und Sprachbildung durch mein Verbleiben in Wien fördern zu können, blieben unberücksichtigt. Schon war meine Dienstkarte nach Szegedin ausgefertigt — als plötzlich — wie alles im Leben Bestimmung ist, mein „Bahnfluch" platzte, und ich, vom Bann des Theater-

teufels erfaßt, meine Entlassung erbat. Dann verkaufte ich alle meine Habseligkeiten bis auf einen Sommeranzug und fuhr mit meines Vaters Fluch — der bekanntlich keine Coupons abwirft — ohne jede dramatische Vorbildung per Dampfschiff letzter Klasse nach Krems an der Donau.

Dort debütierte ich 1862 in einem entsetzlich primitiven Theater (ehemals Kapuzinerkloster), unter der Direktion des gichtkranken, stets mit dicken Filzpantoffeln herumschleichenden Direktors Hänsel, als Amtsschreiber „Federhart" in dem Kaiser'schen Volksstück „Zigeuner in der Steinmetzwerkstatt" — ohne Gage, aber mit Erfolg!

Die damalige Entwicklung meiner Kunstleistungen detaillieren zu wollen, wäre eine arge Geduldsprobe, die mit der Tatsache endigen würde, daß mir der Gichtdirektor später eine Monatsgage von 4 fl., die sich nach und nach auf 24 fl. nebst einem Benefiz steigerte, zahlte. —

Diese reichen Einkünfte ermöglichten endlich die Erfüllung meines heißen Wunsches, einige musika-

lische Kenntnisse zu erwerben, was mir auch durch einen gewöhnlichen Maurer, der meisterhaft seine Klarinette handhabte und Sonntags in der Kneipe zum Tanz aufspielte, gelang. Dieser Klarinettist, der selbstverständlich ein Tscheche war und zeitig früh auf Arbeit ging, weihte mich in strengster Winterszeit, morgens vor Beginn seiner Arbeit in die Geheimnisse der C-Dur Violinnoten, für zehn Kreuzer die Stunde, ein, wobei ich aber noch die Verpflichtung übernehmen mußte, während seiner Frühtoilette die eingefrorenen Klarinettmundstücke solange im Munde zu erwärmen, bis sie gebrauchsfähig waren, worauf mir dann der Meister mit dem Doppelgenuß seiner tschechischen Taktsprache jede dwa tri der C-Dur-Skala so lange mit der Klarinette in die Ohren blies, bis ich die ganze Tonleiter auswendig konnte und bei 4 Grad Kälte nachkrähte. Der Erfolg war überraschend — habe ich auch manche Taktschwierigkeit nicht behalten, eines habe ich sicher erreicht — einen starken Ohrenkatarrh.

So wuchs ich denn, trotz mannigfacher Schwierigkeiten, schnell in alle Theaterkunstbehelfe und stand bald vor dem Orkus aller Theaterleute vor der Gefahr des „Ewig-Weiblichen", die durch mein lebhaftes Temperament noch erhöht wurde. Zum Glück wurde ich durch den milchig weichen Ausdruck meines Gesichtes vor den Attacken à la keuscher Josef verschont und erregte nur ein Spezialinteresse durch meinen langen, dichten, riesig wuchernden Haarwuchs, der mir bei dem Schmierentheater das Prädikat „Felix der Haarige" eintrug; und mancher Friseur benutzte meine Photographie als Modellkopf. —

Bald aber waren alle Theaterillusionen grau in grau! —

In der Zeit, wo die nimmermüde Lerche die Allmacht Gottes in den Lüften preist — die Grundsätze der Liebe zu wanken beginnen — die jungen Sonnenstrahlen alle Schulstrenge, Politik und Wahlhader auf Urlaub schicken — kurz, wo sich das älteste, gequälteste Menschenherz vergnügt und



**Felix Schweighofer** (Anfang der 20er Jahre)

erfrischt — beginnt für den Wandermimen die Zeit des Elends. — Die Osterzeit.

Doch ich will nicht melancholisch werden.

Trentschin! Pistyan! Bruck a. d. Leitha! Orte, die auf der Karte etwas umständlich zu finden sind, waren die Schauplätze meiner sommerlichen Kunstergüsse.

Ohne Genossenschaftskontrakte, Agentenvermittlung, nur durch kameradschaftlichen Zusammenhalt in Freud und Leid wurden mehr Kunstgrößen und Individualitäten für die weltbedeutenden Bretter geschaffen als die königlichen Konservatorien und patentierten Schauspielschulen von heute zu vermitteln imstande sind! Dessoir! Sonnenthal! Lewinsky! Robert! Die Gabillon und noch andere mehr wuchsen aus diesem Theater-Schmieren-Humus zur reichsten Blüte tonangebender Schauspielkunst heran und waren, was heute nie mehr zu erreichen ist, selbständige Kunstindividualitäten.

Welch Gezeter würde heute ein moderner Schauspieleleve erheben, wenn er bei Wandertruppen, wie

ich es erlebt, die Kenntnis des Dekorationsmalens mit nur drei Farben, wie man sie in den Dörfern zum Anstreichen der Bauernhäuser erhielt, betätigen müßte, um eine Stadt, einen Wald und den unentbehrlichen Kerker zu malen, — nachdem vorher die Dekorationsleinwand mit der aufgelösten Wolle von den Strümpfen der Frau Direktor sorgsam zusammengenäht war.

Und die Reklame?

Das einzig zündende Reklamemittel, ein gedruckter Theaterzettel war damals unerschwinglich. — Nachts nach der Vorstellung saßen wir, schnell abgeschminkt, gewöhnlich beim Direktor um einen großen Tisch, auf dem jeder links sein Souper, rechts seine Schreibmaterialien hatte.

Mit meinem Kalligraphentalent schnitt ich aus hartem Packpapier den Titel des nächsten Theaterstückes als Schablone. Der neben mir Sitzende übertrug denselben auf weiße Bogen, und dann gingen diese flott und lustig unter schrecklichen Kalauern von Kollegen zu Kollegen im Kreise

herum, wo der eine das Personenverzeichnis, der andere die Einladung fürs Publikum, die Preise der Plätze usw. einzeichnete, bis fertige Theaterplakate daraus wurden. — Um den Titel des Stückes herum einen Schlagschatten zu zeichnen, war meine Sache, und die Couleur richtete sich nach der Billigkeit der Buntstifte. — Nach dieser Kalligraphie kam aber am nächsten Morgen die Perfidie für uns, diese Plakate an die Bäume anzukleben. — In einem Kurort wie Pystian, wo die Kurgäste schon um sechs Uhr früh in den heißen Schlamm steigen, mußte ich, wenn die Reihe an mich kam, schon um fünf Uhr am Kleisterposten sein. — Ein weiter Banditenmantel und Schlapphut aus der Theatergarderobe deckten mein inneres Schamgefühl und das ambulante Affichenmaterial, das aus einem Küchenkorb voll Plakaten in der Hand, und, rechts in der Rocktasche, aus einem Kleistertopf mit Pinsel bestand. — So schlich ich mich, wie ein böser Geist, vor Sonnenaufgang unbelausch

an die Bäume des Kurgartens und an die Blumen- und sonstigen Buden, klebte fix mit verkniffenem Künstlerstolz unser Plakat an, und floh von dannen.

Nur die Sonntagsnachmittags 4 Uhr Vorstellungen waren mir ein Greuel, weil derjenige Darsteller, der in den ersten Szenen nichts zu tun hatte, zur Herbeilockung des Publikums vor der Theaterbude im Kostüm zwei mächtige Böllerschüsse losfeuern mußte. — Mit Schrecken denke ich noch daran, wie ich als „Fürst Kaunitz" im Langerschen Volksstück „Ein Wort an den Minister" mit einer sechs Meter langen Fischangelstange, woran die brennende Lunte befestigt war, vor dem Theaterportal, das Zündloch der Böllerkanone suchte und unter Gelächter des Publikums nicht fand, so daß kein Schuß losgehen konnte.

Jeden Mittwoch, frei vom Musendienst, traf mich der Kochdienst. — Theatersensible Köchinnen weihten mich für ein Galeriebillet in manches

Geheimnis der Kochkunst derart ein, daß mich die Bande von Kollegen unisono von der Bühne ausscheiden und nur als dramatischen Koch mitführen wollte. — Die Ursache lag in mir! — Durch öftere Kochrezept-Vergeßlichkeit kochte ich mit einer Frechheit ein Kompositum so glücklich zusammen, daß meine Giftmischereien begehrte Spezialitäten wurden. — Bei meinen Brathühnern, damals das billigste Essen — per Stück zehn Kreuzer — entfernte ich aus Ekel vor den Eingeweiden diese nur sehr mangelhaft, erstickte aber den bitteren Nachgeschmack durch Nelkengewürze, die mit dem Gallengeruch eine ganz merkwürdige Melange gaben. — Meinem Paprikagulasch mit geräuchertem Speck fügte ich heimlich zwei bis drei Wachholderbeeren zu, was so gut schmeckte, daß beim Essen niemand sprach. — Meine Zupfnockerln, deren Teig ich aus Mangel an einem Nudelbrett auf einer umgekehrten Tischlade knetete und dann in Butter braun röstete, waren beinahe Gedichte, so daß mich meine

Kollegen neidisch fragten: „Mensch, wo haste das her?"

In der Kostümkultur waren wir um dreißig Jahre voraus. — — Was heute bei den größten Theatern als moderner Fortschritt gilt, nämlich, daß kein Tell- oder Anzengruber-Bauernspieler mehr ein fleischfarbenes Trikot anzieht, sondern die nackten Waden und Kniehaut mit Fettschminke sonnenverbrannt schminkt, war bei uns längst erprobte Praxis. Nur gingen wir in der Realistik noch weiter, indem wir als Ersatz für die unerschwinglichen schwarzen Seidenstrümpfe unsere nackten Waden mit täuschenden Falten der verschiedenen charakteristischen Strümpfe schminkten. — Defekte Schuhsohlen wurden mit gelbem Papier beklebt, um bei gewissem noblem Fußschlenkern auf der Bühne dem Publikum durch neue Sohlen zu imponieren. — Überhaupt, was das weiße, bunte und Goldpapier zur Imitation von Wäsche, Federn, Goldknöpfen usw. an Täusch-

ung leistete, verdiente ein besonderes Kapitel erfindungsreicher Schmierentheater-Technik.

Trotz aller Farben- und Kleisterpantscherei blieb Reinlichkeit meine Tugend von Geburt an. — Sowie eines meiner Hemden unrein geworden, wusch ich es mir unbeobachtet in einem Bache, trocknete es — legte es die Nacht über unter meine Matratze (einen alten Kavalleriemantel), und früh war das Hemd durch mein persönliches Gewicht wie geplättet.

Selbst das kleinste Schmierentheater verfügte über behördlich vorgeschriebene Feuerschutz-Vorrichtungen. Diese kamen uns sehr zu statten, da jedes Mitglied, ob Männlein oder Weiblein, der Reihe nach verpflichtet war, aus Ersparnisrücksichten die Scheuerung und Dekorationsstellung der Bühne für den Abend „spielreif" herzustellen. — So wie ich an die Reihe kam, schloß ich alle Türen, versorgte die Feuerspritztonne mit frischem Wasser, entledigte mich meines Anzugs, aller Wäsche — und mit dem Besen in der

Hand — ein lustiges Lied trällernd — ging es fix als Adam an die „Besprengung, Scheuerung und Dekorationsstellung“, und schließlich nahm ich nach getaner Arbeit, mit einem Sprunge, in der Tonne mein — Bad!

Bei wandernden Teilungsgesellschaften behielt sich damals der Direktor für Lieferung der Garderobe von der Bruttoeinnahme stets drei Teile und überließ den Rest zu gleicher Teilung seinem Künstlerpersonal. — — Wenn Tage kamen, an welchen uns die Teilquote einer „Preciosa“- oder „Grille“-Vorstellung fünf bis sechs Kreuzer einbrachte, also kaum die Ausgaben für Milch und Brot deckte, hieß es fest die Zähne zusammenbeißen und mutig den Kampf am nächsten Tag mit „Zriny“ aufnehmen.

Wo im Leben gibt es einen zweiten Existenzkampf, in dem der Hunger keine Illusionen vernichtet, sondern die Spannkraft erhöht und der Humor neue Funken sprüht?

Wenn aber durch schlechte Ernte, Brand oder

sonstige Elementarereignisse unser Kunsttempel ganz gemieden wurde, keine Zuschauerseele sich zu uns verirrte, dann hieß es scheiden, aber nicht vom Kollegen, sondern von irgend einem Kleidungsstück, das versetzt, uns den notwendigen Barbetrag verschaffte, um in kollegialer Einigkeit unseren tugendhaften, unantastbaren Kolleginnen die Bahnreise letzter Klasse bis zur nächsten Spielstation zu stiften, während wir Männer, zur Schonung unserer Stiefelsohlen das gleiche Ziel „barfuß“ erreichten.

Herzensangelegenheiten fanden bei den damaligen Wandertruppen einen merkwürdig sauberen und dabei typischen Ausgleich, da der erste Liebhaber stets mit der Heroine, der Charakterspieler mit der komischen Alten, und der Komiker mit der Soubrette in Liebesketten lag. — Von letzter Gepflogenheit machte ich eine rühmliche Ausnahme, lotste dem immer grimmigen Intriganten die Soubrette zu und fand bei der noch freien „Naiven“ Erhörung, die gewöhnlich die Tochter

der Souffleuse war, um so die Wonne „naiver“ Liebe mit der verläßlichen Einflüsterung der Mama zu vereinen.

Im Sommer 1863 machten wir in Trentschin-Teplitz gänzlich Pleite, und mein damaliger Direktor, Herr Siege, sprach folgende Worte zu mir: „Sie! Hören's, junger Mensch! Wissen Sie was? Talent zum Theater haben's keins, verlieren's keine Zeit, gehen's hinaus zum Bahnhofsbau, der Anstreicher, der braucht Leute, linieren und marmorieren können Sie famos!“ — Ich schäumte vor Wut. — Was tun? — Dem Direktor Gift oder eine Ohrfeige geben? — — Keines von beiden! Nur tiefste Verachtung!

Gebrochen an Leib und Seele zog ich von dannen und erreichte unter qualvollen Irrwegen Prag. — Diese dunkle Wenzelstadt verfinsterte mein Gemüt noch mehr, und mein Elend erreichte dort die letzte Station. — Kein Geld! Keine Unterkunft! Nur quälenden Hunger! So marschierte ich sinn- und ruhelos durch alle Straßen.

Bei jedem Zucker- oder Wurstladen machte ich Kehrt, unterdrückte das Wasser in meinen Augen und pfiff. — Das Pfeifen ist überhaupt ein erprobtes Mittel, den Hunger zu betäuben. — Ich ging immer schneller und schneller und pfiff immer länger und länger. — — Nachts lief ich wie ein Zugversäumer von einem Bahnhof zum andern, um der polizeilichen Kontrollwache erschöpft eine Antwort geben zu können, — bis mich der fröstelnde Morgen an die alte Moldaubrücke trieb.

Dort lehnte ich mich ermattet an die Statue des heiligen Nepomuk, der für sein streng bewahrtes Beichtgeheimnis an dieser Stelle in die Moldau geworfen wurde — blickte in sein verwittertes, verrunzeltes Gesicht und seufzte: „Ach Du heiliger Nepomuk! Warum packen mich nicht, wie einstens Dich, die Schergen und werfen mich in die Moldau!"

War es die aufgehende Sonne, war es der heilige Nepomuk — mit einem plötzlichen Ver-

zweiflungsentschluß lief ich in die Judengasse, riß mir bei einem Tröbler den letzten Tuchanzug vom Leibe, vertauschte diesen gegen einen leinenen Sträflingsanzug und schlug auf diese Art die Reise im Gepäckwagen als „Hundewächter“ nach Wien heraus.

Mein kalligraphisches Talent fand sofort glänzende Stellung, für täglich fünfzig Kreuzer und Nachtmahl, bei einem Winkeladvokaten C. Menzel. Dieser Menzel unterhielt ein merkwürdiges Geheimpensionat in Wien. Verarmte Kaufleute, arg verschuldetes Gesindel aus feinsten Familien, das sich nur durch Flucht retten konnte, beherbergte dieser ehrenwerte Jurist zwei bis drei Tage vor der Abreise. — Für mein Theaterstudium reichliche Nahrung!

Die Abende verwertete ich als Kunstpartner für Anfänger in Operette und Singspiel im fürstlich Selkowsky'schen kleinen Privattheater.

Die in Wien unheimlich vielen Gesangsmeisterinnen suchten für ihre ungelenken und

lampenscheuen Eleven einen routinierten Partner, und da war ich pro Vorstellung für einen Gulden zu haben.

Eine höhere Kunstepoche begann für mich 1865 im Stadttheater zu Czernowitz, an dem ich mit 50 fl. Monatsgage und 1 fl. Spielhonorar für alle Fächer engagiert wurde und nach sechs Monaten, als verhätschelter Liebling, ein Benefiz mit 125 fl. — sage 125 fl. österreichischer Währung — hatte.

Nun fühlte ich mit zeppelinischer Kühnheit meinen Flug nach oben — der aber ohne Motor in Czernowitz mit einem fürchterlichen Krach endete. — Im Anfang des Jahres 1866 erklärte Preußen den Österreichern den Krieg. — Das Militär, samt der Musik, die unser Theaterorchester bildete, war sofort marschbereit — und unser Direktor Morschefsky, ein Pole und Besitzer eines merkwürdig dressierten Schimpansen machte von seinem Rechte Gebrauch, das Theater zu sperren. — Da standen

wir Priester Thaliens ohne Tempel — brotlos vor einem Kriege in der Bukowina!

Wenn wir nur wenigstens die restliche Gage der letzten vierzehn Tage hätten von unserem Direktor bekommen können! — Aber wie? — Alle Versuche, schriftlich oder persönlich dem Direktor beizukommen, waren vergeblich; denn so oft eine Hand an die Türe der Theaterkanzlei klopfte, fuhr aus seinem Versteck — heulend und zähnefletschend dieses Biest von Affen auf den Gläubiger los, der entsetzt das Weite suchte. — Wer bezahlt die schuldige Wohnungsmiete? — Da kam unser Regisseur Herr Hold (ein Ungar) auf eine glänzende Idee! „Kinder, dieser Hundsfutt von Direktor zwingt uns ‚Betyaren‘ zu sein. — Da kann nur ‚Orpheus‘ helfen.“ — Benannter Regisseur war Besitzer eines Prachtbernhardiners, der seiner Schönheit und Intelligenz wegen beim Theater unter dem Namen ‚Orpheus‘ rühmlichst bekannt war. — „Kinder! Von unseren jüdischen Wohnungsinhabern unsere paar Habseligkeiten ohne Pfändung auf unsere

Wagen (damals gabs noch keine Eisenbahn) ungehindert zu schaffen, ist unmöglich, da wir mit der Miete rückständig sind. — Also! — hat der Direktor seinen Affen, haben wir unsern Hund! — ‚Orpheus' begleitet jeden Ausziehenden, setzt sich mitten ins Zimmer — alles andere bitte — macht ‚Orpheus'." Und so geschah es auch! — Das Bild, wie ich meinen Koffer packte, die Wirtsleute fluchten, ‚Orpheus' knurrte und jeden Eingriff zähnefletschend zurückwies, — ich ungeniert meinen Koffer unter ‚Orpheus' Schutz auf dem Rücken fortschleppen konnte, steht mir noch heute deutlich vor Augen.

Tags darauf stand Czernowitz bereits unter dem Zeichen des Krieges! — Unter Trommelwirbel, Trompetensignal und Hurrageschrei zog die Garnison ab. — Wir Schauspieler, die nicht wußten, wo den nächsten Tag ein Obdach zu finden sei, schlossen uns fassungslos, teils zu Fuß, teils in Bauernwagen bis zur Grenze Nowoselitz an, und als wir von unserer liebgewordenen Regiments-

kapelle, die durch die Theatermitwirkung mit uns verbrüdert war, Abschied nahmen — und unser Kapellmeister, Herr Stöhr, noch den Radetzkymarsch spielen ließ — ah — da schoß uns das Wasser in die Augen — und Kunst und Koffer zum Teufel wünschend, loderte patriotische Begeisterung in uns auf: „Hurra! Hurra!! Wir gehen mit, wir müssen mit!"

„Himmelkreuzdonnerwetter schock Schwerenot — Platz da," schrie plötzlich hinter uns der kommandierende Offizier. — „Platz! Marsch!" — Dröhnend setzte die Musik ein, und wir waffenlosen Mimen flogen nach rechts und links.

Planlos stieben wir überflüssigen Kreaturen auseinander, kamen so weit wie unsere Mittel reichten. Glücklicherweise reichten die meinen bis nach Wien, wo ich zu meinem größten Erstaunen meinen älteren Bruder traf, der, durch den Chef meines Vaters als Sänger für die Oper ausgebildet, gerade im Begriffe stand, zur praktischen Bühnenreife nach Graz zu übersiedeln.

Das schlissige Band unserer Bruderliebe brachte mir nichts von einer erhofften Unterstützung — sondern nur die Vergünstigung, vier Wochen in seiner vorausbezahlten möblierten Wohnung zu bleiben, dafür aber seine verlassene, in maßlosem Schmerz aufgelöste Geliebte zu trösten.

Wo die Not am größten, ist Dr. Menzel am nächsten. — Dieser Ehrenmann, der erfreut mein Wiederkommen mit höherem Gehalt und vielen Zigarren lohnte, hätte mich zum Dank für meine öfters arrangierten dramatischen Vorträge in seinem Spitzbubentuskulum lebenslänglich engagiert, wenn ich nicht schon längst für den Herbst 66—67 einen Kontrakt als jugendlicher Komiker nach Bukarest in der Tasche gehabt hätte.

Auf der Hinreise per Donau=Dampfschiff lernte ich in dem historischen Orte „Orsova", wo Kossuth 1849 die Krone Ungarns vergrub, die Krone aller Mädchen, eine Kern=Magyarin kennen, die nicht deutsch — ich nicht ungarisch — sprechend, dennoch

später mein Lebensmarschall, die Gründerin meines Glückes, mein Weib wurde.

In Bukarest begegnete mir zum ersten Mal ein „Rollenmarder". Der Regisseur namens Friedmann, der, meine Konkurrenz fürchtend, alle komischen Rollen selber spielte, behandelte mich auch in anderer Rollenbeteiligung so niederträchtig, daß ich im Bewußtsein meines Könnens dem damaligen Direktor Dr. Kern antrug, mir in der Operette Damen-Hosenrollen zuzuteilen. — Die von Wien aus engagierten bildhübschen Operettensängerinnen waren sofort als Futter für die reichen Bojaren vergriffen, Verlobung folgte auf Verlobung, das Operettenensemble wurde lückenhaft, und so gelang es mir, durch meinen Mezzotenor und meine taillenhafte Figur in Damen-Hosenrollen meinem Konkurrenzmarder eine Schlappe nach der anderen zu versetzen, was meinen Ehrgeiz und den beim Theater durchaus notwendigen Neid sehr befriedigte. —

Nun will ich bei der Fülle meiner Erlebnisse,

der Monotonie ausweichend, nur skizzenhaft erwähnen, daß uns der Bukarester Direktor Herr Dr. Kern zu Neujahr plötzlich zu einem Gesamtgastspiel auf zehn Bauernwagen nach Jassy spedierte. —

Daß ein bankrotter Theaterdirektor bei Nacht und Nebel durchbrennt und seine Gesellschaft sitzen läßt, ist oft vorgekommen — daß aber ein Theaterdirektor, wie derselbe total pleite Dr. Kern, seine ganze Gesellschaft samt Gepäck auf zehn Wagen, zwei Tagereisen, nach Jassy schickt, für die unbezahlten Fuhrlöhne seine Schauspieler mit ihren gesamten Koffern den Fuhrleuten verpfändet, ist gewiß einzig dastehend. — Müde und matt wollten wir in Jassy unsere Koffer abladen, da schrien aber die Kutscher: „Net, net, net, zahlen, zahlen, erst zahlen," worauf sich dann mitten auf dem Kirchenplatz eine veritable Schlacht entspann. Gott sei Dank, erfaßte wie überall auch die Jassyer für das geprellte Künstlervolk ein menschlisches Rühren, und beim Einschreiten der Polizei bildete sich sofort

ein Hilfskomitee, das uns zwei Tage später zum Auftreten in der Oper, deren Saison geschlossen, verhalf, worauf wir in fünfzig Vorstellungen, von den ungeahnten Sympathieen der Jassyer getragen, glänzende Geschäfte machten. —

In der ersten Vorstellung mußte ich unsere ganze Bukarester Pleite und Verpfändungsepisode statt einer Ouvertüre, von einer Loge im Zuschauerraum aus, laut zum Vortrag bringen. —

Die nächstfolgende Stadt meiner Tätigkeit war Odessa. Die dortige italienische Oper wurde an ein Wiener Ensemble für Schau- und Lustspiel, Oper und Operette verpachtet, wo ich als junger Gesangskomiker auftrat. Die rasch erworbene Gunst des Publikums erbrachte mir zugleich mein überall bewährtes Glück, nämlich die Zuneigung der jüdischen Aristokratie. — Die vielen reichen Odessaer Kaufherren, die merkwürdigerweise in mir einen Glaubensgenossen witterten und stolz auf mein Talent waren, spendeten mir zu meinem Benefiz eine schöne goldene Uhr, die ich noch heute be-

sitze. — Lächelnden Blickes empfingen mich andern Tages die Herren Uhrspender im Börsencafé, in dem sich schon über meine Konfession ein kleiner Wettstreit entsponnen hatte. Als ich schüchtern meinen Dank für das wertvolle Geschenk aussprechen wollte, fiel mir der älteste und dickste Kaufherr Bankier Langer ins Wort: „Sie, Herr Schweighofer! Meine Freunde hier, die Ihnen nächstens zu der goldenen Uhr eppes e schöne feine Kette für zweihundert Rubel stiften wollen, behaupten alle steif und fest, Sie wären Wiener Getaufter. Ich aber sage steif und fest: Sie sein Einer von unsere Leut. Reden Sie!“ — Keines Wortes mächtig, den Verlust der Kette bedenkend und um dennoch kein Gottesleugner zu sein, schlug ich die Augen nieder, senkte meinen Kopf an die beklemmte Brust und seufzte tief auf. — Diese stumme Antwort faßte der gute Bankier Langer als Bekenntnis auf und schrie: „Nu? Was hab ich Euch gesagt — nu was sagen Se? Hab ich recht? He? Schweighofer is Einer von unsere Leut!“

Mit meinen Ersparnissen von Jassy und Odessa kam ich mir zwar wie ein Rothschild vor, trotzdem wollte ich sparen und mietete, um die teuere Schwarze Meer-Reise zu umgehen, zusammen mit dem Kapellmeister und seiner Frau eine Kibitka, die uns in acht Tagen und Nächten längs der Bessarabischen Küste über Kischineff-Novaselitz nach Czernowitz brachte. — Dieser Sparsinn rächte sich bitter! Aus Mißtrauen vor den unsicheren weiten Steppengegenden, in denen das alles Deutsche hassende Gesindel leicht unsere hinten am Wagen angebundenen Koffer abschneiden konnte, ging ich in den Nächten stets mit dem Revolver in der Hand hinter dem Wagen und kam durch diese Anstrengung in Czernowitz überanstrengt an. — Ein ersehntes Dampfbad verschlimmerte meinen Zustand noch, so daß ich in Wien, in einem Hotel halbtot zu Bett gebracht, das Bewußtsein verlor, und der Arzt einen schweren Kopftyphus mit sehr zweifelhaftem Ausgang konstatierte. — Was mein Weib während der Fieberausbrüche, die mich ins Irren-

haus zu bringen drohten, ausgestanden, wie ich für schweres Geld heimlich im Hotel bleiben durfte und unseren ganzen Mammon flöten gehen sah, damit will ich die Leser verschonen. Es war zu traurig.

Abgemagert zu einem Skelett, arm wie eine Kirchenmaus, meines Stolzes, der schönen Haare beraubt, folgte ich nach qualvollen acht Wochen mit dem letzten Rest unserer Habe (50 fl.) im Herbst 1867 einem Antrag nach Innsbruck mit 80 fl. Gage.

Ganz entkräftet mußte ich mich in das Ensemble des dort gastierenden, damals Sensation machenden Affenimitators Herrn Klischnig fügen und als Schauspieler, Mimiker und Ballettänzer mein Brot verdienen. Woher meine Frau die Kenntnis der Anatomie hatte, um mir aus acht Pfund Baumwolle und Werg eine komplette Brust-, Arm-, Schenkel- und Wadenwattierung anzufertigen, ist mir heute noch ein Rätsel; denn mit meinem Knochengerüst vorm Publikum nur im Trikot zu erscheinen, hätte mir vom Direktor die sofortige Kündigung eingebracht.

Welch qualvolle Empfindungen hatte mein armes Weib im Zuschauerraum zu durchleben, wenn der Affenspieler Klischnig, um seine Virtuosensprünge auf dem Baume zu zeigen, erregt meine wattierte Schulter benutzte, ich trotz meiner Herkulesfigur vor Schwäche unter seiner Last zusammenbrach, und meine Niederlage als urkomische Nuance vom Publikum belacht wurde.

Endlich schien Gottes Zorn von mir zu weichen, denn nach drei Wochen hatte ich mich allmählich erholt, und der Ekel vor diesen entwürdigenden Affenkomödien trieb mich dazu, planmäßig meine Kündigung herauszufordern.

Schon im November 1867 trat ich dann in Oedenburg als „König Karl“ in der „Jungfrau von Orleans“ auf. — Diesem unglücklichen Debut, in dem ich bei der Stelle: „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen, wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand“ — den rechten Schnurrbart verlor, und, als ich weiter reden wollte, unter Gelächter des Publikums den linken Schnurrbart herunter=

reißen mußte, folgte eine Serie komischer Charakterrollen, die mir bald eine feste Position schufen.

Besonders wurde meine protheusartige Verwandlungsfähigkeit bewundert, die, natürlich von den Innsbrucker Wattons unterstützt, durch die muskulöse Kraftentfaltung eines „Spiegelberg's“ Aufsehen erregte, und tags darauf als „Geizhalsgeyer“ in den „Flotten Burschen“ durch meine unerklärliche Magerkeit unheimliches Erstaunen des Publikums hervorrief.

Dieses Original eines Theaterdirektors in Oedenburg, Herr Haag, war eine wirkliche Spezialität in seiner klugen Theaterleitung, so z. B. waren ihm denkende, selbständig schaffende Schauspieler ein Greuel! Was in dem in wenigen Stunden zu erreichenden Wien als Novität gefiel, mußte Haag seinen blasierten Abonnenten, die an die Wiener Originale gewöhnt waren, sofort zur Aufführung bringen. Um dies schnell zu bewerkstelligen und durch eine eigene Rollenauffassung seiner Mitglieder nicht am Ende am Erfolg der Premiere gefährdet

zu werden, schickte er seine ersten Schauspieler mit dem Auftrage nach Wien, das Original dort genau zu studieren und in Oedenburg sklavisch zu kopieren.

So donnerte er auch mich eines Tages an.

„Sie, Schweighofer! So geht das nicht mehr weiter! Sie spiel'n ja alle Rollen nach Ihrer eigenen Inspiration! Das geht nicht! Aufgefaßt wird die Rolle in Wien, — nachgespielt und treu kopiert bei mir hier in Oedenburg! — Verstanden?"

Er ahnte nicht, wie tief er meinen selbstschaffenden Künstlerstolz kränkte, der sich vor dem „Entlassungsgespenst" fürchtend, leider fügen und in die Kopiermaschine pressen lassen mußte.

Unbewußt weckte Direktor Haag dadurch in mir den schlummernden Kopierteufel, der mich die damals in Wien Aufsehen erregenden Komiker-Kapazitäten Nestroy, Treumann, Blasel und Knaak in solch überraschender Weise kopieren ließ, daß ich mit jedesmaliger „Neukopie" schon bei den Proben meine Kollegen zur unbändigsten Heiter-

keit hinriß. Speziell Blasel und Knaak gelangen mir damals durch meine Stimmagilität in einer so täuschend treuen Kopie, daß ich mir im Sommer 1868 sogar einmal die Todfeindschaft des damals in Odessa gastierenden Knaak zuzog. Und das kam so:

Als stimmbegabter junger Darsteller komischer Rollen sang und spielte ich mich ohne Kopierzwang in die Herzen des Odessaer Publikums, schwelgte in den Erfolgen meiner „eigenen" Individualität, aber — — nicht lange. Infolge der plötzlichen schweren Erkrankung meines Fachkollegen, des Charakterkomikers Stampfl, bewog mich die in Verlegenheit geratene Direktion mit Lockung doppelten Spielhonorars zur schnellen Übernahme aller seiner Rollen. Den kaum eingeschlummerten „Kopierteufel" konnte ich nun wieder wecken und dankte neben dem lieben Gott auch dem guten Direktor Haag, durch dessen Kopierdressur ich wahre Wunder wirkte. Schlag auf Schlag erlebte ich in Blasel- und Knaak-

Kopien wahre Triumphe und avancierte besonders als Talmi-Knaak zum Liebling des Odessaer Publikums.

„Donnerwetter", dachte sich der übermütige russische Direktor, „wenn schon die Kopie des Knaak solche Bombenhäuser macht, wie mächtig muß erst das Original zieh'n?" — Die Nemesis ließ nicht lange warten und strafte ihn und mich.

Erfrischt und erfreut stolzierte ich nach meinem täglichen Schwimmbade im Schwarzen Meer auf dem Boulevard „Richelieu", da — — plötzlich — — wie durch einen elektrischen Schlag gebannt, lese ich auf einem Riesenplakat, einer Litfaßsäule, in ungeheueren Lettern bloß den Namen „Knaak". — Ah. Also doch?!! — Falschheit! Dein Name ist „Direktor"! Blaß wie das Plakatpapier, wankte ich wie ein Selbstmörder zurück an den Strand, um eine tiefe Stelle zu suchen, die mich und meinen Kopierteufel verschlingt — doch nur die Schuld des

geldgierigen Direktors, der mich dummerweise auf den Kopierpranger zerrte, trieb mich wut- und haßerfüllt zurück ins Café Royal, wo ich wie ein Dieb in stiller Ecke im „Tages-Journal“ die Reklame las: „Wilhelm Knaak, der unerreicht berühmte Komiker des k. k. Wiener Carl-Theaters, ist von der Direktion des Theaters in Odessa mit einem Gast-Honorare von 10,000 Rubel für 10 Abende gewonnen.“

Der Tag der ersten Vorstellung nahte heran. Aus Mangel an Personal bestand der unvorsichtige Direktor auch auf meiner Mitwirkung! Die Spannung der jüdischen Aristokratie wurde durch die doppelt erhöhten Eintrittspreise noch mehr gesteigert, und als endlich in der Premiere des Vaudeville „Die Kunst, geliebt zu werden“ der ersehnte Wilhelm Knaak ganz lustig mit seinem Entreelied auftrat, seine krächzende Stimme das erste „ooh“ allgemeiner Enttäuschung hervorrief und seine darauffolgenden Spielgesten und Nuancen den Odessaern längst „Bekanntes“ boten,

wurde das Publikum unruhig, meine Verehrer, die Großkaufleute in den Logen, blickten sich gegenseitig verdutzt an, und im Zwischenakte hörte man laut folgende unterdrückte Ausbrüche: „E' so e Gemeinheit!! Doppelte Preise, mit e so e Stimm'? Vor was? Frechheit!!! Der kopiert ja Schweighofer!!! 's Knaak soll a sich brechen!!!!" Die darauffolgenden Szenen, in denen auch ich auftreten und mit Knaak spielen mußte, wurden zum veritablen Applaus- und Zischduett, denn so oft meine Reden mit frenetischem Beifall quittiert wurden, wurde Knaaks Antwort energisch niedergezischt.

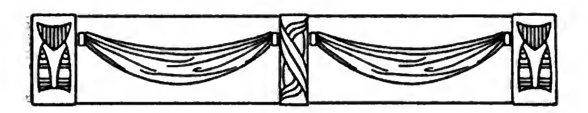
Dem kläglichen Ende des Knaakschen Gastspiels folgte eine persönliche, peinliche Auseinandersetzung zwischen uns beiden, in der mich Knaak vor Zeugen des „Darstellungsdiebstahls" beschuldigte, worauf ich ihm wohl gefaßt, aber energisch antwortete:

„Herr!!! Jeder Anfänger kopiert große Meister, und als ich Friedrich Haase zum ersten Male in seinen fein-komischen Rollen sah, bewunderte ich schon damals auch Ihre geniale Kopierkunst! —

Der hiesige Direktor kannte, suchte und bezahlte meine Kopierkunst, und wenn er für das Knaaksche Original 1000 Rubel per Abend bezahlt, habe ich mit 4 Rubeln Kopierhonorar mehr als das Meinige getan!" — Dieser Rede folgte einstimmiger Beifall meiner Kollegen.

Von diesem Tage schwur ich mir zu meiner Individualität zurückzukehren, und nie wieder lockte mich — „der Kopierteufel"!

---



## II.

Durch den Zwischenfall mit Wilhelm Knaak wurde meine Position in Odessa so gefestigt, daß der Mut zur Selbständigkeit in mir reifte und ein kühnes Projekt entstehen ließ.

Eingedenk meiner Jugendlektüre konnte mir Holtei mit seinen „Vagabunden" lange nicht so imponieren, wie Schiller mit der Gründung einer Räuberbande in den böhmischen Wäldern, und so beschloß ich aus der Rolle des „Karl Moor" Kapital zu schlagen. — Da mein Saldo „Haben" zeigte, sagte ich mir: „Du gründest einfach ein kleines aber gediegenes Kunstensemble heiteren Genres und bereist als dramatischer Columbus

das für die Kunst noch unentdeckte Land Sibirien. — Die Masse reicher, kosmopolitisch gebildeter, luxuriös angesiedelter Auswanderer müßte in ihrer Verbannung für die Aufheiterung ihres jahrelang verstimmten Gemütes einem deutschen heiteren Gesangsensemble unter Jubel die Taschen mit Silberrubel füllen."

Mein Projekt stammte nicht aus dem Märchenbuch eines Primaners, sondern aus den längst eingeholten Ratschlägen kunstbegeisterter, praktischer, Land und Leute genau kennender Russen.

Nach Schluß der Saison in Odessa trat ich — gefaßt wie „Karl Moor" — unter die Bande meiner vorher gut ausgewählten, beidergeschlechtlichen Kunstgenossen, und mit Schiller'scher Begeisterung begann ich meine pointenzündende, wohlpräparierte Rede: „Kollegen! Wie ich hier stehe, bin ich entschlossen, weder in Oesterreich noch in Deutschland ein festes Engagement anzunehmen, sondern mit einem kleinen aber gediegenen Kunstensemble über den Dnjepr nach Sibirien zu

wandern, um innerhalb sechs Monaten die dort brach liegenden Schätze zu heben. Die großen Reiseeindrücke verlohnen zugleich alle Mühen, und schaffen für jeden Einzelnen den Grundstock eines wachsenden Vermögens.

Zufälligkeiten, Unregelmäßigkeiten oder unkorrekte Führung sind ausgeschlossen!

Das ganze Unternehmen finanziere ich mit notarieller Lokalisierung, nach dem Arbeitersystem: auf Teilung! Die Bruttoeinnahme wird nach Abzug der Kosten geteilt; jeder Mitspieler bekommt sein Buch, nach welchem sein ihm zufallender Teil jeden Sonnabend zur Auszahlung gelangt.

Alle technischen und künstlerischen Fragen sind bereits erwogen. — Die Reisetournee ist vorbereitet.

Mit 2500 Rubel beschaffe ich für die drei kleinen besten Operetten von Offenbach und Suppé („Zaubergeige", „Mädchen von Elisonzo", „Die schöne Galathee") die Kostüm- und Spielmaterialien, und ich beanspruche als erstes ausübendes

Mitglied, Fundusbesitzer und Manager, nebst meiner Gattin als Kassiererin und Garderoben-Verwalterin statt des üblichen „einen" Teiles zwei und einen halben Teil der Einnahme!

Mein Plan ist gefaßt, und ohne Rast folgt die Tat mit der Frage an Euch Kollegen: Kann eine Gründung ehrlicher sein?" — Noch war meine Rede nicht zu Ende und schon flammten die von Rubelsucht und romantischer Reisegier feuchten Augen der Künstlerbande auf — jubelnd wurde ich umringt! — — Vorschußbedürftige Damen nannten mich gleich „Direktor", und im Nu spielte sich ohne Schweizer Uri-Dekoration und Fackelbeleuchtung die Szene aus Schillers „Tell" ab. Man schwur Treue, und die bindenden Unterschriften wurden ausgetauscht.

Vierzehn Tage darauf, im September 1869, nach fieberhafter Repertoirevorbereitung begann in damals eisenbahnloser Gegend die Karawanenfahrt in russischen Kibitken durch die Städte: Cherson — Elisabethgrad — Krementschug — Pol-

tawa — Charkow — Tula, kurz die Route nach Sibirien.

Durch meine Tagebuchnotizen entriß ich zu meiner heutigen Freude die unglaublichsten russischen Erlebnisse der Vergessenheit, die einem Manne mit berufener Feder das glänzendste Material zu einer Pendantschilderung von Hackländers „Fahrendes Volk" geben könnten und die weitgehendste Phantasie eines Schriftstellers übertroffen hätten, — so aber begnüge ich mich mit dem Bewußtsein unter den noch lebenden alten deutschen Schauspielern der Einzige zu sein, dessen wechselvolle Künstlerabenteuer von keinem Zweiten erlebt wurden.

War auch der Beginn in Cherson, der einzigen Stadt am Dnjepr, die dem Günstling Katharinas II., dem einäugigen Potemkin ein Monument setzte, durch die Theaterlokalitäten, die zwei Stock tief in der Erde lagen, nicht sonderlich angenehm, so entschädigten uns die reichen Kunst- und Kassenerfolge nebst den billigen Lebensmitteln (wie beispielsweise das russische Pfund Filetbraten-

fleisch 4 Kopeken kostete) derart, daß ich später in der großen Zarenstadt Elisabethgrad, unter den anderen Theaterpacht-Konkurrenten siegreich hervorgehend, das dortige 2000 Personen fassende Theater während der prunkhaften Zaren-Manöverzeit pachten konnte, und ein Kollosalgeschäft außer Frage schien.

Weiß der Teufel durch welche Juchtengerüche oder Kosakenflüche das Geschenk des Sultans an den Zaren, ein arabischer Vollbluthengst, übler Laune wurde, kurz im Moment, wo sich Väterchen Alexander II. unter Hochrufen auf's Paradies der Erde, auf's arabische Pferd setzt, um die Paradefront abzureiten, macht der Hengst von seiner Rasse Gebrauch, wirft den lockersitzenden Zaren ab und schleift ihn zum Entsetzen der Zuhilfeeilenden noch zwanzig Schritte vor der Front in dem schlammig-weichen Boden nach.

Aus! Alles dahin! Das ganze Manöver und alle Festlichkeiten wurden sofort abgesagt,

der Boden dröhnte unter dem Gestampfe der abrasenden Kavallerieregimenter, so daß mich die späteren Berichte über Messinas Untergang lebhaft an des Zaren Absitzer und unseren Aufsitzer erinnerten.

Fassungslos suchte ich nach einem Stern, der mich aus diesem Dalles und vor den schon lieblich murrenden Kollegen retten sollte, und der mir richtig als Mars in Gestalt des dortigen Obersten Bosofsky aufging, der, wie alle Offiziere, dem Thespiskarren gewogen war.

Dieser Retter in der Not, unser lieber Oberst, der zugleich Direktor der neu zu eröffnenden Bahnlinie Elisabethgrad—Krementschug war, gab sofort den Befehl, bei der morgigen Probefahrt die ganze Künstlertruppe samt Gepäck „kostenlos" in einem Militärtransportwagen zu expedieren.

Ah! Warum gab's damals noch keine Knipsapparate! Soviel freudestrahlende Mimengesichter hat noch kein Knipser auf ein Momentbild hervorgezaubert.

Von der Abfahrtsstunde verständigt, bestiegen wir freudigst den Militärwaggon, und als wir die Innenseite festlich mit Tannenreisig ausgeschlagen, unsre sämtlichen Gepäckstücke zu einem genial improvisierten Tafelbuffet reich mit feinsten Leckerbissen und Labegetränken ausgestattet fanden, da standen uns Mimen, dieses noble Liebeswerk betrachtend, keine falschen Theater-, sondern echte Tränen der Rührung in den Augen! Beim ersten Ruck des abfahrenden Zuges machten wir vor dem am Stationsgebäude stehenden, uns zulachenden Obersten alle im Militärwagen Front, entblößten die Häupter und sangen einstimmig: „Gott erhalte, Gott beschütze unseren Oboberst, unsern Stern!“

Krementschug! Wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich am Ziel unsrer (vierzig Meilen weiten) Reise in Krementschug, einer Stadt von 40.000, meist jüdischen Einwohnern, in einem schmutzigen Barackenbau mit durchglühten Schornsteinen das Theater erkennen sollte, den hätte

ich für verrückt gehalten. — Und doch fanden wir in diesem der großen Kälte wegen tief in die Erde hineingebauten Kunsttempel ohne Akustik völlige Entschädigung für unseren arabischen Zarenfall in Elisabethgrad.

Unsere Operettenvorstellungen, die ich bei den Orchesterproben wegen des abwesenden, nur abends zur Disposition stehenden Kapellmeisters selbst dirigieren und vom Dirigentenpult aus meinen Singpart singen mußte, fanden großen Beifall, zumal wir den Stockrussen die Konzession machten, nach jeder Witzpointe einen Moment zu warten, bis nach dem Gefrage: „Schto? Schtotakoi? Ne ponimaju", der Dolmetsch den Witz erklärte und das Publikum nachhinein erst lachte.

Ein gemietetes Parterrezimmer in einem russischen Gartenhaus improvisierte mir meine ingeniöse Gattin Rosl, aus Ersparungsrücksichten der teuren und nicht insektenfreien Hotels, mittels Bretterböcken und gewärmten Ziegelunterlagen zu einem Schlafzimmer, in dem wir auf frischem, mit reinen

Laken überdecktem Heu vorzüglich von unseren fetten Kassenerfolgen träumten und als Morgengruß um die noch lauen Wärmziegel eine lustige Schar Kaninchen begrüßen konnten, die sich vom kalten Garten aus zu uns, zum gemütlichen Frühstück flüchteten.

Nach elf Vorstellungen künstlerischen und rubelschweren Erfolges zogen uns zwölf Pferde in vier großen Kibitken vierzig Meilen nördlicher durch russische Steppen nach Poltawa, dessen Erreichung durch ein furchtbares Gewitter verzögert wurde. — Eine wahre Schreckensnacht! — Der Blitz schlug knapp vor unseren Pferden ein, diese scheuten, zerrissen die Stränge, wir Männer brüllten, die Frauen weinten, krampfhaft hielten ich und der Kutscher die Zügel, bis wir, durch einen Ruck auf die Erde geworfen, losließen und die Pferde wie toll in die finstere Nacht davon stieben. Zum Glück kam unsere nachfolgende Karawane mit dem Schrecken davon, — aber als wir Männer die angstschreienden Frauen aus dem

bis zu den Achsen im Morast steckengebliebenen Wagen heraushoben, auf eine Brückenböschung stellten und, mit Laternen in die dunkle Nacht hinein irrend, die Pferde suchten, die komische Alte, mit dem leeren Käfig in der Hand, um ihren davongeflogenen Liebling, ihren Kanari, heulte, das alles wären klassische Bilder für den unsterblichen Pinsel eines Spitzweg gewesen.

Bis zum grauenden Morgen hörten wir den Kutscher auf der Steppe nach den Pferden flehend rufen, und richtig, dem russischen Charakterzug der Ruhe entsprechend, ließen sich die Pferde durch den süßslawischen Lockruf: „Anjuta — Anjuta — idi — ßjuda (komm her), ßjuda — Mischka — Mischka, raß, dwa, tri“ wieder einfangen und in Gegenwart der halbohnmächtigen Damen gutwillig vor den Wagen spannen.

Zum Dank für die Schlammbäder, die ich mit meinen hohen Schaftstiefeln schadlos durchwatete, empfing mich, auf der Brückenböschung mit hochgerafften Röcken und schlappen Wadenstrümpfen

stehend, die zorngerötete, doppelt majorenne Soubrette, Fräulein Mennle, mit folgender barscher Erklärung: „Herr Direktor! Jetzt hab ich's satt! Sind das Ihre interessanten Reiseerlebnisse? Augenblicklich führen Sie mich nach Haus, der Kontrakt ist aus — Elementarereignisse lösen alle Verbindlichkeiten. Ich muß nach Wien!" — „Was? Nach Wien?" schrie ich entsetzt. „Was wollen Sie denn in Wien?" — „Wäsche kaufen." — „Bravo! Ha, ha", dröhnte das Gelächter der Kollegen mit der Frage: „Sie haben kein Wäsche? Wo haben Sie denn die Ihre nur gelassen?" „Das geht Sie garnichts an", kreischte die in Ohnmacht fallende Soubrette, die erst von der rot aufgehenden Sonne geweckt, erstaunt in unsere sprachlosen Gesichter sah.

In der reichen Stadt Poltawa verweigerte uns der Gouverneur die Erlaubnis, im russischen Theater deutsche Vorstellungen zu geben, dafür stellte aber der nobel biedere Mann den Marmorsaal des adligen Klubs gegen eine tägliche Armenpachtgebühr

von 100 Rubel, aber leider ohne jede Theatereinrichtung, zur Disposition. „Was tun?“ fragte ich mich. — Zwanzig große leere Bierfässer, über die ich starke Pfostenbretter legen ließ, richtete ich zu einer Bühne her, spannte aus dem Badehaus die weißen Gardinen als Kulissen, benützte die großen weißen Klubfenster-Stores als Prospekt und Hauptvorhang und überspannte das Podium mit Leinentüchern so, daß wir beim Aufziehen des Vorhanges in unsern farbenreichen Kostümen den Russen in diesem milchweißen Milieu so originell erschienen, daß das Geheimnis großer Theater: „die gute Stimmung“ glücklich erreicht wurde.

Der Zuspruch des Publikums in den drei Vorstellungen hätte noch größer sein können, wenn wir höhere Preise genommen, den Rat einheimisch Wohlgesinnter beherzigt und statt fünf Rubel pro Sitzplatz zehn Rubel verlangt hätten; da wären dann auch der hohe Adel und die Stadtnotabeln gekommen, die Kunstgenüsse nur dann respektieren,

wenn der Sitz mindestens zehn oder zwanzig Rubel kostet.

Volle Zufriedenheit fanden wir in der großen deutschfreundlichen Stadt Charkow (mit 120.000 Einwohnern), in der uns der joviale Direktor des großen Operntheaters dreimal die Woche gegen 20prozentigen Bruttoanteil vom 6. November bis 22. Dezember 1869 zwanzig Vorstellungen spielen und ausschließlich große Erfolge erkämpfen ließ. — Das begeisterte Publikum quittierte mein gewonnenes Terrain durch einen Benifizanteil von 700 Rubeln, die mit meinen anderen Ersparnissen, dank des streng ökonomischen Sinnes meiner Frau, zusammen bereits ein Vermögen von 3000 Rubeln präsentierten.

Mit meiner Zufriedenheit steigerten sich aber auch die übermütigen Launen meiner Mitglieder, die die Last der allwöchentlich wachsenden fetten Büchl-Beträge nicht ertrugen und sich, trotz meiner oftmaligen Warnungen, zu den absurdesten Anschaffungen verleiten ließen, mit Ausnahme des jetzt noch

in Berlin engagierten Schauspielers Hans Pagay, der als ehemaliger Uhrmacher seine Antiquitätenwut nicht unterdrücken konnte und in jeder Stadt die originellsten und ältesten Uhren kaufte. Während sich die Herren dank der russischen Juchtenkultur sechs bis acht Paar feine Juchtenstiefel in allen Fassons leisteten, der dortigen Mode folgend, auf den Stiefelsohlen das Monogramm mit Metall-stiften beschlagen ließen, und später ihr Übermut so-weit ging, daß sie den Straßenkot tretend, in ihre Stiefelsohlen das Monogramm mit echten Gold-stiften sichtbar beschlagen ließen, wurden unsere Damen durch ernst gemeinte Heiratsanträge so-sangesverschleiert, daß der Boden meines Theater-schiffes ernstlich zu wanken begann.

In böser Gewitterahnung zog ich mit meiner Karawane nach Tula!

Das dortige große Klubtheater mit dem uner-schwinglich teuren Orchester erbrachte Teilungs-quoten, die sofort eine arge Verstimmung zeitigten, und wie ich, die Wanderschraube anziehend, den Tag

der Weiterreise bestimmte, entpuppte sich ganz nach Schiller's ‚Räubern' der kleine schüchterne Souffleur unserer Gesellschaft als ein wackerer ‚Spiegelberg', der einige sekundäre, sich stets unterdrückt fühlende Mitglieder, besonders die Luxus-Damen überredete, eine Konkurrenztruppe zu gründen. Diese Meuterei ahnend, spielte ich den Bestürzten, bot den Abtrünnigen meine zur Ausübung ihres Konkurrenzunternehmens notwendigen Kostümstücke an, die sie, reinfallend, richtig annahmen und bezahlten, so daß ich froh war, die Rolle eines Haremsführers los zu sein, und zog dann mit meinen übriggebliebenen Getreuen, dem Kern meines Thespiskarrens, über Moskau zur Bahnerreichung nach Twer.

In Moskau selbst, dessen Riesentheater und Konzessionsschwierigkeiten für unsern kleinen Apparat unmöglich waren, vermittelte ich dagegen einige Debüts im „Deutschen Klub", die uns nebst einem glänzenden Erfolg durch das tägliche Künstlerhonorar pro Person 100 Rubel einbrachten.

Interessant sind die Aufnahme- und Entlassungszeremonien dieser Gesellschaft. Ähnlich wie bei den Freimaurern mit den Geheimparolen ist die Aufnahme eines Mitgliedes an eine tadellos gute Führung und eine gesellschaftliche Familiensolidität gebunden. Einen ganz merkwürdigen Eindruck empfand ich vor der auf Samtstufen zu erreichenden „goldenen“ und der vis-à-vis ebenso von Holz gebauten „schwarzen Pforte“, deren Kontrast mir durch die Güte des Herrn Zeremonienmeisters erklärt wurde: „Paschaluißta! Bitte! Wird ein Mitglied durch tadelloser Charakter aufgenommen, er muß besteigen hier der Stufen und geht unter Gesang und Musik durch der goldenen Türe ein in unserem Klub. — Begeht er, bitte, trotz Geheimmahnung und gemäß nach das Statuten Hilfe, weitere Inkonsequenzen, bitte, sagen wir Lumpereien — wird hier auf schwarzer Tür sein ganzes Name geschrieben, aufgerufen, Türe geöffnet und durch einen, bitte, meinen Fußtritt raß, dwa, tri fliegt, über den Holztreppe hinaus — pascholl!“

War es eine Vorahnung, daß ich nach fünfzehn Jahren das Glück haben würde, vom Wiener K. K. Theater an der Wien als Gast die Moskauer zu erheitern, und die Tage meiner geplanten Sibirienreise gezählt waren, kurz mit ganz eigentümlichen Empfindungen verließ ich die immens reiche, wunderbar große Märchenstadt Moskau, die jeden eindrucksfähigen Fremden in einen wehrlosen Zauber bannt.

Gleich einem Pfeil durchschneidet man im Trojkaschlitten nach Ankunft in Moskau die blauweißen, in Diamantschein glitzernden Schneewege. Die lautlose Stille, die nur durch das mutwillige Wiehern der Pferde unterbrochen wird, lullen den im warmen Pelz stummsitzenden Ankömmling in eine Stimmung, die selbst die unvergeßliche Erinnerung an eine Lagunenfahrt in Venedig mit den schwarzen, lautlos schleichenden Gondeln verblassen läßt.

Dröhnen dann abends um die Vesperzeit die Kanonen der Priester, d. h. werden in den 344 Kirchen Moskaus durch den Hammer der Glöckner-

armee die in Rußland einzig silberklingenden Glocken in sanfte Schwingungen versetzt, möchte ich den Gefühlsprotzen kennen, dessen Herz bei dieser mächtigen Gottessymphonie nicht höher schlägt!

Die Stadt Twer war unsere nächste Kunststation, die wir leider nur teilweise auf dem Schienenwege durch die seinerzeit historisch unsinnige Bahntracierung erreichen konnten.

Als anno 1842 die Ingenieure dem damalig gefürchteten Zaren Nikolaus I. die Bahnverbindungskarte Petersburg—Moskau mit der Bitte vorlegten, alle an der Wegroute liegenden großen und kleinen Städte in das Bahnnetz einzuverleiben, nahm — historisch wahr — der Zar sein langes Lineal, legte es stumm auf den Bahnplan zwischen den Endpunkten nieder und deutete so die schnurgerade Bahnlinie mit den kurzen Worten an: „Petersburg da — Moskau da — charascho!“ Und so geht heute noch schnurgerade diese gegen andere Städte rücksichtslose Bahn.

Wie lähmend die trockene Kälte auf die

Willenskraft des Menschen einwirkt und trotz Tolstoi'scher Warnungen nur durch Wodka wiederbelebt werden kann, empfanden auch wir auf der nächtlichen Schlittenfahrt von der letzten Bahnstation, vier Stunden, nach Twer. Durch die Riesenkälte befiel uns, trotz unserer zähen Nerven, eine unheimlich schlaftrunkene Apathie, und als unsere glattrasierten Mimengesichter eine förmliche Eisemaille überzog, daß mir das Sprechen durch die eisstarrgewordenen Kinnladen unmöglich wurde und meine mit unseren sauer erworbenen Rubeln gefüllte Handtasche willenlos meinen erstarrten Händen in das Schlittenstroh entfiel, da mahnte mich mein noch warm pulsierendes Herz ernstlich an die Stunde zur Umkehr.

Als Aufmunterung für diese Marterreise wurden wir im Theater zu Twer trotz vorheriger Abmachung, wegen eines russischen, nicht zu unterbrechenden Zugstückes, mit unserem Gastspiel auf viele Tage hinausgeschoben, so daß wir arme prozeßunfähige Deutsche zur Vermeidung größerer Kosten im

dortigen großen Handwerker-Vereins-Lokal unsere Fahne aufhißten. — Vor Schuster, Schneider, Klempner und Schlittentischler eröffneten wir mit Todesverachtung unsre Schlacht, die wir, o Jammer!, infolge gänzlicher Sprachunkenntnis und Nichtverstehens deutschen Humors, sofort verloren. — Entsetzlich! — Das Gelächter, welches noch unsere grotesken Bewegungen und Stimmdissonanzen erweckten, verleitete uns im Verzweiflungskampf zu haarsträubenden Übertreibungen, so daß wir nach der dritten Vorstellung, physisch und moralisch gebrochen, das traurige Ende unseres Traumes, nach Sibirien zu kommen, einstimmig bitter empfanden.

Heute, wo man im geheizten Eisenbahnwaggon die vielen kleinen und großen russischen Städte überfliegend, schnell ins Zentrum Sibiriens gelangen kann, wäre ein Mißlingen meines Projektes ausgeschlossen. Damals aber, bei der Riesenkälte im offenen elenden Schlitten, und bei einem Essen, dessen traniges Fett die Erinnerung an die berüchtigte

„Unschlittkerze“ nicht bannen konnte, dazu ohne russischen Magen, gesund bleiben, heißt: Theaterblut.

Da saß ich nun auf den Trümmern Karthagos? — nein, meines dramatischen Wanderkarrens, und tröstete mich in meinem Galgenhumor — ein Schicksalsbruder des großen Napoleons zu sein, der mit samt seinem Genie in Rußland auch eingefroren, an der Spitze seiner in Fetzen gehüllten Grande-Armee heim ritt.

Wenn wir uns auch, im Vergleich zu dem großen Korsen, für unsere Erheiterungsschlachten mit den Unterkunftskosten wacker durchschlugen — in Fetzen gingen wir auch. Unsere Stimmbänder kitzelten die Ohren des Publikums durch unsere Überanstrengung nicht mehr angenehm, und unsere Töne konnten keinen Anspruch mehr auf den lieblichen Begriff „Gesang“ machen.

So kam denn, ohne eine Wort gegenseitiger mündlicher aber desto deutlicherer Augensprache und bitterer Empfindung der Tag der Trennung.

Kein Wort des Vorwurfs kam über die Lippen meiner Kollegen, deren dankende Anerkennung für meine zähe und ehrliche Arbeitskraft schon damals und noch heute eine meiner schönsten Erinnerungen geblieben ist.

Unsere Kassabücher, die ich jetzt noch besitze, wurden ohne richterliche Einmischung gegenseitig friedlich geordnet, die Barbeträge ausgezahlt, und ohne verbitterten Groll drückten wir uns nach der letzten Vorstellung beim heißdampfenden Samovar die Hände zum Abschied.

Der Vorstand des Handwerkervereins in Twer konnte es garnicht glauben, daß wir bei den großen Lacherfolgen unsere Zelte abbrachen, und hielt unsere pressierte Abreise für ein komisches Manöver, bis unsere Schlitten ein Häuflein stummstaunender Gesichter begleitete.

In Petersburg setzte sich unser Tenor, Herr Rosenberg, nebst den anderen Wandergenossen in Erwartung eines dortigen Engagements fest, mich aber trieb mein täglich lauter mahnendes Gewissen

zur Ausrottung meiner zerfahrenen Darstellungsunarten nach der Heimat in ein festes Engagement.

In Warschau konnte ich mich von der Leistungsfähigkeit der dortigen Theater überzeugen, auch davon, daß im feinen Lustspiel und Volksstück der deutsche Schauspieler von den Polen noch immer etwas lernen, der Komiker in der Operette ohne Fratzenschneiderei das Publikum in tollste Heiterkeit versetzen kann, so daß ich mir die Frage: Warum denn in Warschau kein deutsches Ensemble sein Glück versucht, in der Überzeugung beantworten konnte, daß: Polen noch nicht verloren wäre.

In Wien angekommen, reichte mir der liebe Gott für die sibirische Schlappe sofort die Hand durch ein gutes Engagement nach Salzburg, aber — mit der dort üblichen Bedingung, vorher in Ischl am Kaiserlichen Theater vor dem alten Vater Sr. Majestät Franz Josefs von Österreich, vor Sr. Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Franz Carl zu debutieren. Schon seit vierzig Jahren mußte jeder Komiker-Debutant in seiner Antrittsrolle das

Lieblingslied Sr. Hoheit, ein uraltes Coupletlied „Apollonerl“ betitelt singen, und von dem hoheitlichen Gefallen hing hauptsächlich das Engagement ab.

Dieses C-dur-Lied übte nämlich auf die achtzigjährige Hoheit die von den Ärzten so gepriesene Wohltat des sanften Einschlummerns aus, und jeder Debutant mußte sich mit dieser sanitären Mission sein Engagement ersingen.

Waren es die Pianoschwingungen meiner Stimmbänder, die ich aus Rücksicht auf die russischen Strapazen vorsichtig gebrauchte, war es mein langgedehnter Vortrag, kurz, noch bevor ich zu dem lieblichen Refrain: „Apollonerl, Apollonerl, Apollonerl bist du“ kam, war Se. Kaiserliche Hoheit schon eingenickt. Ein Wink des Hofmarschalls konstatierte den Erfolg meines Kunstgesanges, und mein Engagement war perfekt.

Trotzdem ich Mitte Jänner in das Ensemble des K. K. Salzburger Theaters eintreten konnte, auch etappenmäßig schon nach drei Monaten im

wechselvollsten Repertoire dominierte, ja sogar durch kleine Opernpartien meine Stellung noch mehr festigte und mir das Publikum die Sympathien durch ein glänzendes Benefiz bewies — lockten mich die lieblichen Töne des Salzburger Glockenspieles nicht länger, und ich folgte im Herbst 1870 durch Agentenvermittlung einem Ruf ans neugegründete Stadttheater in Graz.

Die schöne Steiermark lag bei meinem Engagementsantritt (September 1870) in tief grauen Wolken. Auch mir wurde greulich bei dem Anblick der Mitgliederarmee zu Mute, die von Herrn Direktor Emil Hahn an das 1869 neugegründete Stadttheater engagiert war.

Die damalige bodenlose Willkür eines Direktors, der sich durch den Agenten eine Überzahl von Mitgliedern engagieren, und ohne Probegastspiel nach persönlicher Sym- oder Antipathie einfach fortschicken konnte, ist, Gott sei Dank, durch die gesetzlichen Errungenschaften der deutschen Bühnengenossenschaft heute unmöglich.

Das damals in den ersten Provinztheatern Österreichs bekannte und mit mir in Graz engagierte Komiker-Trifolium: Steindl, Löcs und Strecker beeinflußte als Regiekollegium den Direktor Emil Hahn in der Rollenbesetzung der ersten Novitäten derart, daß ich den Beweis meiner Überzähligkeit bald fühlte.

Zur Eröffnung des Stadttheaters gab man Sardou's „Frou Frou", und ich erhielt als erster jugendlicher Gesangskomiker eine kleine halbbogige Episodenrolle, den Klavierstimmer ‚Pitou', der im zweiten Akte auftretend, während einer kurzen Szene das Geständnis eines Liebespaares zu vereiteln hatte.

Mit dieser mir nicht zukommenden Rolle erwartete natürlich der Herr Direktor durch meine heißblütige Rollenrefüsierung den erwünschten Anlaß zu meiner Entlassung — aber der Gott der Musen wollte es anders.

Gall- und gefallsüchtig stellte ich mir mit dieser nichtigen Episodenrolle das Verzweiflungs-Ultimatum: „Entweder Aufsehen erregen oder abreisen!"

Heute noch, in Erinnerung dieses dramatischen Husarenstückchens staune ich über die tollkühne Nuancenerfindung in der kleinen Klavierstimmerrolle. Im Gegensatz zu der hellen Dekoration und den lichten Möbeln, trat ich ganz schwarz kostümiert, auf einem Fuße hinkend, in komischer Gesichtsmaske, auf, begann nach höflicher Verbeugung zu dem anwesenden Liebespaare, (von dem mein Direktor den Bonvivant spielte), mit der Auspackung der Klavierstimm-Requisiten und sprach meine Rolle zur Heiterkeit des Publikums als Stotterer. Im Verlauf des Dialoges riß, mit einem furchtbaren Grellton, eine Klaviersaite, die mir den Klemmer von der Nase schnellte und zugleich meinen Finger so verletzte, daß ich ihn mit einem defekten Taschentuch verband. — Ohne Kneifer, halbblind suchte ich nach dem unterhalb der Saiten am Resonanzboden entdeckten Klemmer und gebrauchte dabei einen komisch quietschenden Blasebalg, um den Klemmer näher zu pusten, was mir aber leider unter Husten und Niesen nicht gelang. Als ich dann zum Schlusse

meiner Szene als Kurzsichtiger meinen Hut nicht findend, die witzige Rede meines Partners, des Direktors, zu belachen hatte, mich aber vor Lachen so schüttelte, daß mir (natürlich diskret markierend) mein falsches Gebiß in den Hut fiel und ich meine Abschiedsworte nicht mehr sprechen, bloß mit der Zunge komisch lallen konnte, — brach das Publikum mit einer Lachsalve los — und der Zweck war erreicht. Mein Direktor mußte mit seiner nachfolgenden Rede innehalten, weil ich nochmals erscheinend, die Auszeichnung des Publikums dankverbeugend zu quittieren hatte.

So schlug ich mit einem Hieb meine drei bestürzten Konkurrenten und demütigte meinen Direktor, der mir nun schlau berechnend, alle Hindernisse ebnend, volle Beschäftigung und damit auch die Gunst des Publikums sicherte.

Nun begann meine Volldampfarbeit! Mit einer Monatsgage von 100 fl. und 2 fl. Spielhonorar spielte ich in Posse, Volksstück und Operette, sowie im Schau-, Lust- und Trauer-

spiel. Kein Genre blieb verschont, keine Arbeit wurde gescheut. „Überall dabei“, war meine Parole!

In der „Jungfrau von Orleans“ z. B., wo es jedem Direktor an Personen mangelt, spielte ich von dem Bauern, der im ersten Akt den Helm findet, bis zu dem Soldaten, der im letzten Akte im Burgverließ hinter einem Gitterfenster die äußere Schlacht verfolgt und der schon gefangenen „Jungfrau“ den Vorgang laut melden muß, vier Episodenrollen.

Leider agierte ich als Soldat im Burgverließ hinter dem Fenstergitter zu lebhaft, lief hin und her, daß ich dem Publikum wie eine wilde Bestie im Käfig erschienen sein muß, — kurz — als ich das Gemetzel unter dem Turme verfolgend, laut schreiend deklamierte: „Ha! Seht dort! Der Burgunder greift die Brücke an! — holla! hurra!“, begann das Publikum so zu lachen, daß sich die „Jungfrau von Orleans“, ohne zu antworten, umkehrte und mich mit einem furchtbaren Blick vergiften wollte.

Diese damalige „Jungfrau“ war Clara Ziegler, die sich als Gast in Graz, (von der Kritik etwas unsanft behandelt), in der Abschiedsrede gegen die Presse mit den letzten Worten Luft machte: „Die schlechtsten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen. Leb wohl Graz, nie wende sich Dein Glück!“

Nicht minder bedenklich gings mir in der Oper „Der Barbier von Sevilla“, die der damalige Impressario und nachmalige Direktor des Hamburger Stadttheaters Signor Pollini mit seinen beiden Stars: Signora Artôt und ihrem Gatten Padilla in Graz aufführen ließ. — Mein Direktor hatte die Verpflichtung übernommen, Chor und kleine Partien italienisch singen zu lassen, was unter den steirisch redenden Österreichern eine Revolution hervorrief. Es war an dem schwülen Abend des 6. Mai 1871. — Das Haus war trotz des Unwillens des Publikums, dreifach erhöhte Preise zu zahlen, ausverkauft. — In höchster Spannung geht der Vorhang auf. Wer muß

als Diener des Conte Almaviva auftreten? Ich! Unkenntlich in der Maske schleiche ich mich im Morgengrauen zu dem Ständchen bringenden Chor, und wie ich die Italiener in näselnder Gesangsmanier kopierend, zu säuseln beginne: „Piano, pianissimo, senza parlar“ — war die Heiterkeit schon da, und unruhig übte das Publikum rückhaltslose Kritik: „Dreifach erhöhte Preise und Schweighofer als Italiener? Unverschämt!“

Mit solchen Stimmungsstörungen habe ich die oft gastierenden Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters Baumeister, Hartmann, Dr. Förster, Mitterwurzer und andre verschont, ja ich holte mir neben ihnen sogar sehr oft in kleinen Rollen einen ehrlich schönen Erfolg, so daß mir Tags darauf manchmal der einsam allein im Café sitzende Robert Hamerling sein kaum hörbares Lob zuflüsterte: „Wollen Sie noch länger zum Gaudium des Galerie-Olymps Ihr Talent vergeuden? Das Schauspiel ist Ihre Zukunft!“ — Während der Generalfeldzeugmeister a. D. Graf Benedek mir eine

seiner stadtbekannten langen Cabannos-Zigarren reichte, auf die Schulter klopfte und durch seinen ungarisch gewichsten Schnurrbart zugrinste: „Verfluchter Kerl! Das war gestern von Ihnen wieder ein Meisterstück! Alles hat gelacht! — Ich auch! Wie gesagt: geborener Komiker für Posse! — Servus!“

Durch die damalige trostlose Wiener Volksstück- und Possenliteratur, die mit dem Tode Ferdinand Raimund's und Johann Nestroy's wie Anton Langer's nur mehr triviale Wiener Lokalstücke von O. F. Berg dem Erheiterungs-Repertoire brachte, kam ich auf den glücklichen Gedanken, in der Bibliothek meines Direktors herumschnüffelnd, die besten alten Berliner Volksstücke und Possen, wie ‚Pechschulze‘, ‚Jongleur‘, ‚Auf eignen Füßen‘ u. a. m. in österreichische Mundart umzuarbeiten, die viele glänzende Kassenerfolge und meine Grazer Glanzepoche schufen, so daß mir der Direktor Emil Hahn, nach jeder Premiere, mich umarmend und händeschüttelnd, ein

Ehrenhonorar von 40, sage vierzig, Gulden spendete. Ein Theaterwunder! Geschehen zu Graz anno 1871.

Wie das Lied in der Oper, bleibt das Couplet in der Posse, immer der notwendigste Schlager, der auch meine Coupletader so mächtig pulsieren ließ, daß ich bald das Glück hatte, als Coupletverfasser polizeilich beanstandet zu werden. Die Freude meines Direktors erreichte den Siedepunkt seiner Noblesse, als mir, zu Gunsten des damals unglaublich populären Sozialdemokraten Dr. Zimmermann, ein von mir verfaßtes und selbst gesungenes Couplet einen derartigen demonstrativen Applaus eintrug, daß mir der sofort erschienene Polizeikommissar ein Weitersingen verbot und mir die Umgehung der Zensurordre zwei Tage Haft eintrug. — Während der Direktor das Theater sperrte und die Grazer italienischen Studenten mir von der Murseite aus auf Kähnen vor dem Karzer bei Fackelschein ein Ständchen bringen wollten, verhängte die Polizei

— zur Verhütung eines Stadtskandals — über mich eine Geldstrafe von 80 fl., die mein glücklich gestimmter Direktor, schon aus Reklame für den Radau in der nächsten Abendvorstellung, gern bezahlte.

Einen Monat später hatte das Theater wieder sein Ereignis!

Angstvoll stürzte unser Direktor mit der Schreckensnachricht, daß unser Kapellmeister erkrankt, auf die Bühne und stellte uns ein blutjunges unbekanntes Bürschchen vor, das kampfbereit die in Wien erfolglos aufgeführte Lohengrin-Parodie vom Meister Franz vom Suppé bei uns dirigieren wollte. — Überrascht fixierten wir mißtrauisch dieses kaum fünfzig Kilo wiegende blasse Menschenkind, welches die Partitur dieser Opernburleske nur ungern aus seinen Händen dem Direktor überließ, der mir zurief: „Schweighofer! Ziehn Sie mal wieder Ihre dramatischen Schwimmhosen an und retten Sie die „Jungfrau von Tragant“, diese schwierige Lohengrin-Parodie!

— Haben wir in unserem hochtalentierten, stimmbegabten, siebzehnjährigen Fräulein Fritzi Blum nicht die geborene Tragantjungfrau? in Herrn Eppich, unserem Wiener Gast, den mächtig schmetternden Ritter „Lohengelb“? Na also! Nun zeigen Sie mal, Schweighofer, was Sie aus der Partie des „Telramund“ genannt „Mordigall“ für eine bissige Opernbestie herausschlagen können!“

Im Gesicht gelb vor Ehrgeiz, nahm ich das Textbuch zum Schrecken meiner Frau, die meine mehrnächtige Schlaflosigkeit fürchtete, und peitschte meine Lustigkeit in die Prosaszenen, um komischere Wortpointen zu finden. Aus dem Banditenquartett, das in der Hochzeitsnacht den Ritter „Lohengelb“ überfällt, machte ich ohne Erlaubnis des Komponisten ein Terzett und formte die Solostellen meiner drei Banditenkollegen zu einem Solochanson für mich, das ich als „Mordigall“ in der Mitte stehend zu singen hatte.

Am 20. Juni hob sich der Vorhang zu unserer Premiere!

Punkt sieben bestieg mit energisch kecker Kopfhaltung und kampfblasser Visage unser knabenhaft junger Kapellmeister das Dirigentenpult, und schon nach den ersten Takten der Ouvertüre standen das Publikum und wir Darsteller im Banne dieses merkwürdigen Dirigentengenies, dessen Zauberstab das Glück förmlich zum Gehorsam zwang.

Nach dem Auftrittslied unserer beliebten Fritzi Blum'schen „Tragantjungfrau" prasselte der erste Applaus nieder; der Tenor Eppich hatte seinen schönsten florlosen Abend; meine Maske und die bestialisch bissige Auffassung des „Mordigall" weckten stürmische Heiterkeit, und das Banditenterzett mit meinem Solo mußte unter Jubel dreimal wiederholt werden, kurz mit Unterstützung unseres begeistert aufgeregten Künstlerensembles war unser Glück so besiegelt, daß die „Jungfrau" dreißig mal en suite aufgeführt werden konnte.

Der Erfolg der „Jungfrau von Tragant" wurde Tagesgespräch!

Für mich speziell bleibt diese Premiere eine

unvergeßlich schöne Erinnerung, denn dieses junge Dirigentengenie ist heute niemand Anderer als der Königlich sächsische Generalmusikdirektor Ernst von Schuch, und das blutjunge, stimmbegabte Fräulein Fritzi Blum, die nachmalige erste Sängerin des Strampfer Theaters in Wien, wurde durch die merkwürdigsten Fügungen des Schicksals im Jahre 1903 in Dresden meine zweite Frau.

Die fünfundzwanzigste Aufführung dieser Lohengrin-Travestie wurde von unserem Direktor Hahn festlich begangen und mit einer feierlichen Ansprache eröffnet. — Seine wasserblauen Augen, die er auf Kommando mit Tränen füllen konnte, klappte er oft auf und zu, lippengepreßt drückte er uns alle an seine mächtige Pommernbrust, und als er zum Schluß sein Champagnerglas erhob, zog er mit der anderen Hand aus seiner Fracktasche eine Depesche, die er freudestrahlend vorlas: „Gratuliere zum großen Erfolg, drücke Ihnen und den wackeren Mitgliedern dankend die Hände, muß mich von der Wirkung der Grazer Aufführung überzeugen, bin

morgen Abend in der Vorstellung. Ihr Franz von Suppé."

Vor Schreck fiel mein Champagnerglas auf die gestärkte Hembbrust. — Schuch, der Partiturenderangeur und Tempipresseur erbleichte wie ein Galgendelinquent!

„Direktor!" schrie ich, „um Gottes willen, was geschieht denn, wenn Suppé im dritten Akt anstatt seines Räuberquartetts bloß ein Terzett, noch dazu mit meinem Text zu hören bekommt! Ich sehe den Mann aufstehen, den Hut nehmen und wutschnaubend die Loge verlassen. Herr Direktor!" schrie ich nervös aufspringend. „Meine Herren! — Ich geh! Adieu! Ich verreise — bin heiser — krank — tot — gute Nacht!" — „Halt!" krähte der Hahn, „meinetwegen sind Sie tot, aber singen müssen Sie doch, Franz von Suppés Noblesse kenne ich — garantiere für gute Stimmung!" — Gestützt auf meine beiden Terzettbanditen verließ ich schwankend unter höhnischem Lächeln meiner Kollegen den Saal und schlich vernichtet in meine

Wohnung, Sporgasse, in dasselbe alte Haus, in dem einst Johannes Kepler, der berühmte Astronom, seine Sterne aufgehen, ich aber solche heute in meinem Horoskop alle untergehen sah.

So schlaflos wälzte sich kein „Richard der Dritte“ auf seinem Nachtlager wie ich, bis mich morgens die Stimme meiner guten Frau Rosa mit dem Kommandoruf: „Felix, auf! Der Kaffee ist da! — Um neun Uhr ist Prob'!“, von dem Alp befreite. — Mit einem Sprunge schlüpfte ich in meine Turnschuhe und turnte rasch mein Morgenprogramm ab. Sofort war mein Entschluß gereift: „Hat Dich Dein eitles Künstlerblut zur Umdichtung vereitelt, dann zwinge Deine Eitelkeit zur Genugtuung: Abbitte dem gemaßregelten Komponisten!“

Abends begrüßte das ausverkaufte Haus mit brausendem Applaus den damals ungemein populären, mit seiner großen Glatze hinter der Goldbrille spitzbübisch lächelnden weitaus in der Direktionsloge sichtbaren Komponisten Franz von Suppé.

Die Vorstellung verlief unter einem ehrgeizigen

Premierenfieber. — Bei den Neuerungen, Strichen und sonstigen Änderungen wiegte sich der erregte Komponist beifallnickend hin und her, und als ich im dritten Akte das bewußte umgekrempelte Quartett begann, stellte ich mich als frecher Bandit mit meinen zwei Räuberkollegen todesmutig vor die Rampe, sang meine üblichen vier Strophen mit dem Fetzenmanteltanz, und als der Beifall am stärksten, begann ich herzklopfend meine Abbitte:

„Wer mein Leben scharf betrachtet,
Wie ich Ärmster abgeschlachtet,
Trotz Arbeitskraft und Biedersinn,
Ich heute doch ein Räuber bin.
Zu glänzen unter vier Banditen,
Hab ich den dritten nicht gelitten,
Vernichtet liegt er unterm Brett! —
Werd ich gehängt als ein Verbrecher,
Denn vor mir sitzt ja jetzt mein Rächer,
Singe ich doch beim Henker-Suppé:
Franz! Für Dich sterb ich gern! Juchhee!!"

Unter Jubel und Orchestertusch stand Suppé auf, verließ die Loge, kam auf die Bühne und während in der Garderobe meine Kniee vor Angst

schlotterten, stieß Suppé die Türe auf, streckte uns Künstlern beide Hände entgegen und rief sichtlich erregt: „Kinder! Wer hat das gemacht? Das ist ja eine, eine nie da gewesene gute Idee! Das hat in Wien gefehlt! Ich danke Ihnen allen, meine Herren, besonders Ihnen, Herr Oberräuber Schweighofer! Sie sind ein ganz verfluchter Kerl! Sollen von mir hören!"

Ich habe auch von ihm gehört, von diesem unvergeßlich guten Menschen, der nicht aus herablassender Höflichkeit ein Versprechen gegeben, sondern aus Überzeugung sein Wort gehalten hat. Nach einem Monat erhielt ich bereits einen Engagementsantrag nach — Wien!

Mit meinem schönsten Anzug stolzierte ich nächsten Tags ganz zwecklos die belebte Herrengasse in Graz auf und ab und ließ meinen französischen Schlips mit lächelnder Miene in der Luft flattern: „Graz? Was kostet Graz?"

Die Spannung, die nun zwischen mir und meinem Grazer Direktor entstand, wußte letzterer

in schlauester Weise zu locken, indem er mir die Eroberung einer Wiener Existenz in den grellsten Farben schilderte und mir einen neuen Kontrakt mit den Wiener Gegenbedingungen bot. — Meine höflich erbetene Bedenkzeit nützte er in unheimlicher Ruhe mit dem Arrangement von vollbesetzten Abschiedsvorstellungen aus, hielt bei meiner allerletzten Schlußvorstellung eine — herzergreifende Ansprache und — jetzt kam sein Clou, trug mir, dem Unvorbereiteten, vor den Augen des Publikums, als Zeichen meiner Untrennbarkeit von Graz — die Kompagnieschaft seiner Theaterdirektion an. — Tableau! Ein Bild trostloser Unbeholfenheit, stand ich da! — Meine Blässe schillerte vom Grau ins Grüne. — Nun war er der Held des Abends, dessen Rede mit Applaus aufgenommen wurde, und das Publikum erwartete meine Antwort. — Meine wohl präparierte Abschiedsrede paßte jetzt nicht mehr und fiel in den Orkus. Zitternd, einige Worte stammelnd, dankte ich dem Publikum, dem Direktor, griff nach meinem trostlos leeren

Kopf; wegen der Trockenheit der Kehle, die zugeschnürt, kein Wort sprechen — mich bloß hilflos lächeln ließ, agierte ich zwecklos hin und her, und plötzlich — wie ein Irrsinniger lief ich durch die Mitte ab.

In einer entsetzlich aufgeregten Nacht, in der mich im Traume der Wiener Direktor aus der Donau und der Grazer Direktor aus der Mur gezogen, weckte mich plötzlich ein furchtbares Rollen des Donners, das aber in Wirklichkeit nur durch das Gerumpel meiner leeren Koffer über die Bodenstiege erzeugt wurde. Ich blickte auf, und entschlossenen Ausdrucks stand mein gutes Weib Rosa vor mir und sagte: „Felix! Auf nach Wien!“

Mit einem komischen Schlafrock aus Nestroy's Posse „Lumpazi Vagabundus“, betrat ich schlafduselig den mit all meinen Abschiedslorbeerkränzen geschmückten Flureingang meiner gemütlichen Grazer Wohnung. — Wie ein Freudenfeuer beleuchtete die Morgensonne die goldenen Lettern der Ab-

schiedswidmungen auf meinen Kranzbändern. Und als mein fünfundsiebzig Jahre alter Vater, der zu den Festabenden als Zeuge meiner Triumphe eigens nach Graz gekommen war, aus meinen Lorbeerkränzen einen kleinen Erinnerungsstrauß für seine Heimreise zusammenband, mir dann die Hand zum Abschiede auf Nimmerwiedersehn reichte, sah ich ihn, durch das Wasser in meinen Augen — doppelt.

So kam ich denn endlich in die Stadt des Frohsinns, in die vielbesungene alte Kaiserstadt Wien!

---



## III.

Das Eldorado meiner Wünsche war erreicht, ich war in Wien.

Bei der ersten Probe stellte mich Strampfer als eine noch nicht dagewesene Spezialität vor. Da er sah, daß ich jedes Wort meiner Rolle gleichsam unters Mikroskop legte, gab er mir in einer gutgelaunten Stunde den Spitznamen „Mikroskopel-Meyer.“ Meine erste Rolle in Wien war der schwäbische Schullehrer in Offenbach's Operette „Dorothea“. Ich war da nur im Hintertreffen beschäftigt, denn die Damenpartie war eigens für Fräulein Löffler in schwäbischem Dialekt geschrieben, und die erste Herrenpartie, die Herr Lebrecht

(als Ulan) spielte, war die eigentliche Hauptrolle. Wie ich meine Rolle ausarbeitete, fühlte ich nur zu gut — hier hieß es aus dem Hintergrunde Granaten feuern, die zünden. Nach vierzehntägigem Studium war meine Rolle fertig, und mit einem Schlag habe ich so den Vordergrund erobert.

Mein erstes Auftreten fiel glänzend aus, einstimmiges Lob der Wiener Kritik — meine Stellung war gesichert. Zwei kleine Komödien waren vor unsrer Operette durchgefallen, und ich wurde der erste Siegende nach diesen beiden Mißerfolgen.

Strampfer behandelte mich auffallend kühl, er fühlte vielleicht einen aufsteigenden Drachen in mir. Doch zeigte ihm mein späteres Verfahren, daß ich als Ehrenmann und Künstler meinen Stand beim Publikum immer mehr zu befestigen suchte, und daß er in mir einen Mann gefunden hatte, der ihm doch imponieren mußte; dem gefürchteten Strampfer gegenüber war das viel.

In den Operetten „Pimpol und Perinette“,

„Ente mit den drei Schnäbeln“ und im Lustspiel „Scheu vor dem Minister“ wuchs meine Beliebtheit noch mehr. Leider jedoch wurde das Theater seiner ungeschickten Bauart wegen von den Wienern verpönt, und bald fing es an bei uns „schütter“ zu werden.

Die interessanteste Bekanntschaft im Verlauf dieses Winters war Carl Treumann, der mir selbst entgegenkam, nicht genug Lob über mein Talent aussprechen konnte, mir oft nach einer Vorstellung den Kopf beutelte und sagte: „Das hast Du gut gemacht.“

Als ich einmal sein Gast war, strahlte ich vor Glück, aber meine vom dramatischen Kindesalter datierende Verehrung für Treumann bedrückte mich — ich war zwar selig, aber dabei fad. Später, wie ich mich mehr bei ihm zu Hause fühlte, habe ich dort manch schöne Stunden zugebracht, besonders wenn er seine Kostüme, die er heilig aufbewahrte, hervorholte und ich sie anziehen mußte, um in diesen denkwürdigen seligen Stunden ganz

allein für ihn etwas aus seinen Rollen vorzutragen.

Von Wien, wo ich mir, wie gesagt, eine Stellung erworben hatte und infolgedessen für jeden Direktor ein Kassenmagnet wurde, unternahm ich zwei Gastspiele: im Jahre 1872 nach Brünn, meiner Vaterstadt, und nach Berlin ins Friedrich Wilhelmstädtische Theater. Nach Absolvierung dieser Gastspiele kehrte ich wieder nach Wien zurück. 1874 lud Emil Thomas, der populäre Komiker und Direktor des Woltersdorf-Theaters in Berlin die Gallmeyer und mich zu einem Gastspiel ein, das wir aber erst im nächsten Jahre absolvierten. 1875 trat in Wien das Ende der Direktion Strampfer ein, das durch das Engagement der Gallmeyer um so schneller herbeigeführt wurde, da das Honorar, das Strampfer an sie zahlen mußte, zu hoch war und nicht eingenommen werden konnte.

Da übernahmen der Schriftsteller Rosen und die

Gallmeyer das Strampfertheater, und ich blieb bei ihnen.

Dank der erprobten Feder Rosens glaubte ich im neuerstandenen Strampfertheater Höheres zu erreichen, als es wirklich trotz redlicher Mühe und Arbeit der Fall war. — Die Märzgage hieß es bereits als dramatischer Umzugszigeuner verdienen, denn am 21. Februar fand die letzte Vorstellung statt. Bei meinem Benefiz — ohne Sang und Klang — wurde mir ein Lorbeerkranz still und traurig überreicht, den ich ebenso still entgegennahm.

Ich schloß mit der Komischen Oper ab, genannt die ‚Krach-Oper‘. Sie wurde mit einem unglücklichen Stück von O. F. Berg am 11. April 1875 neu eröffnet. Die Gallmeyer spielte eine Rolle, die Berg für sie geschrieben hatte, in der sie Gelegenheit fand, all ihre Miseren bis aufs Zugrundegehn aufzutischen. Dieses trostlose und beleidigende Experiment wurde vom Publikum zurückgewiesen, und versetzte der Komischen Oper zugleich den Todes-

stoß. Schon bei der zehnten Vorstellung war das Haus leer, der Direktor ratlos, der Rest war Sperren.

Die Gallmeyer und ich gingen zusammen zu einem Gastspiel ans Residenztheater nach Dresden, das unter der Direktion Hugo Müllers stand. Der Aufenthalt in Dresden war mit Ausnahme der großen Anstrengung des täglichen Spielens sehr angenehm. Wir setzten unser gelungen angefangenes Gastspiel in Prag und Berlin fort und gingen nun ins Woltersdorf-Theater von Emil Thomas, der uns ja schon im Vorjahre mit folgenden Worten eingeladen hatte: „Kinder! Det Stück is 'ne Sache, det is ja großartig! Die Nummer müßt Ihr bei mir in Berlin uf meinem Theater abziehen!" — Doch hier gabs einen Premierenskandal.

Das Stück war eigentlich eine Operette von Berla mit reizender Musik von Kremser, merkwürdig betitelt „Eine Operette", und hatte in der Festvorstellung zur glücklichen Wiederkehr des berühmten Nordpolfahrers Payer im Wiener Strampfertheater

am 26. September 1874 einen brillanten, lang andauernden Erfolg.

Nachdem die Gallmeyer und ich in unseren Paraderollen bei Emil Thomas aufgetreten waren, spielten wir auch die Novität, und zwar trotz Augusthitze vierzehn Tage bei vollen Häusern! — Das ‚Milchmariandl‘ war eine Glanzrolle der Gallmeyer, die von Thomas eine Gage von 20.000 Talern erhielt.

Der Skandal: Ein tropisch schwüler Abend. Das gepfropft volle Haus lachte über unsere drei vorangegangenen tollen Einakter so herzhaft, daß wir mit Sicherheit auf einen Glanzerfolg unserer zum Schluß folgenden Novität rechneten. Kremsers Musik hält das Publikum während der Ouvertüre in spannender Erwartung. Beim Aufziehen des Vorhangs tritt unser damaliger Tenor Herr Dittrich ganz elegisch in den Vorgarten eines reizenden Landhäuschens und bringt mit seiner Laute ein Seufzerständchen, welches das Publikum mit unheimlicher Ruhe aufnimmt. Seufzerständchen um

die zehnte Stunde. wo der Magen vor Hunger knurrt, sind immer bedenklich. Der Applaus enttäuscht. Dittrich beginnt in hohem Gaumenton die Prosa: „Ach! Welch schöner Abend, und doch so schwül?“ Da erschallt vom Parkett die Antwort: „Stimmt!“ — Einen Augenblick stutzt unser Tenor über diese merkwürdige Quittierung seiner Frage. Als er aber in seiner Rolle weiterspricht: „Sollte ein Gewitter im Anzug sein?“ dröhnt's deutlicher von der Galerie: „Stimmt“.

Blitzschnell ohne jede Verständigung stehen wir alle im Bann einer beginnenden Schlacht. — Ohne ein Stichwort abzuwarten, intoniert der Kapellmeister (Victorin) mit seinem Orchester mein Auftrittslied als ‚Medicus Cichorius‘. Mein dicker Bauchwatton vibriert vor Aufregung wie ein Zitteraal, was das Publikum als komische Nuance belacht. Und als ich in meinem Entreelied alle Quaksalben als Patentheilmittel gesanglich offeriere, folgt ein erlösender Applaus.

Aufatmend beginne ich nun mit dem Dialog,



**Felix Schweighofer** (Mitte der 30er Jahre)

spreche kaum zehn Worte und werde vom Publikum angerufen: „Jallmeyer! Jallmeyer!“

Peppi, die geistesgegenwärtigste Vollblutsoubrette erscheint zitternd, neckisch als „Millimariandl“, und singt unter dröhnendem Applaus das herrlich komponierte, später so populäre „Sprudl-Lied“, muß aber ziemlich erschöpft auch mit der unvermeidlichen Prosa beginnen. Kaum bringt sie schüchtern die Pointe, daß sie ihre Milch dem Dr. Mandl, also eine Mandelmilch verkauft, schreit sie das Publikum an: „Schweichhofer! Schweichhofer!“

Erbleichend läßt die Gallmeyer ihre Milchkannen fallen, reißt mich, den auftretenden „Cichorius“, an sich und verfällt in einen Weinkrampf. Todesmutig extemporiere ich einige Trostesworte, verlange von der „Millimariandl“ Milch und intoniere das Original-Caféterzett.

Lachend, applaudierend singt das Publikum mit, einige schlagen als Zeichen zum Skandal die Türen zu, andere scharren mit den Füßen, da plötzlich kommt der Direktor Thomas im Frack, das Publi-

kum ruft: „Hört! Hört!“, lauscht aber ruhig der Ansprache. „Verehrtes Publikum!“ beginnt Emil. „Wat wolln Se ejentlich? Die beeden Jäste spielen nu seit Wochen vor Ihnen mit fabelhaftem Erfolg. Die Novität erwarb ick, meine Berliner kennend, in Wien mit den beeden Orijinaljästen. Und nu wat is der Lohn?“

„Weiterspielen“, schreien die Olympier; „Vorhang runter“, die Parkettaner. Die Gallmeyer flüchtet sich hinter meine dickbäuchige Figur, heult dreht mir im nervösen Zorn am Zipfel meines Rockes alle Knöpfe ab und klagt schluchzend: „So eine Bande! Da soll i bleiben? Direktor, einen Wagen!“

Emil, vergeblich um Ruhe schreiend, stürzt plötzlich hinter die Szene — schwupps Finsternis in allen Ecken — der Direktor hat das Gas abgedreht!!! Nun beginnt erst der richtige Berliner Radau! Ein Trommeln, Pfeifen, Schlagen, Schreien, eine Höllenmusik, die heute nur die Genialität eines Richard Strauß instrumentieren könnte.

Wie eine Furie reißt sich die Gallmeyer das Kopftuch und die Schürze ab, ich — wie ein wilder Lear — nehme Haar, Bart und Bauch vom Leib und werfe alles wütend auf die Erde. Da, mitten in diesem Greuel-Orkan erscheint plötzlich der einzige Berliner Friedensengel — der Schutzmann. Die Polizei — vorbei!

Der Vorhang fällt — unsre Novität auch!

Oft kam ich in späteren Jahren wieder nach Berlin und holte mir viele goldene Lorbeeren, die man vergißt — aber einen Berliner Premieren-skandal den vergißt man nie!

Im Jahre 1875, abgemattet von den Berliner Strapazen, lernte ich für Wien in drei Tagen eine dreizehn Bogen starke Rolle, noch dazu eine Liebhaberrolle. Alle Zeitungen deuteten an, daß mir die Rolle nicht liege. Intriguen, weil ich zu den ersten Proben nicht kam — da ich zu Hause unmenschlich büffelte — und Schmähartikel am Tag der Aufführung waren treffliche Förderer meiner ohnehin krankhaften Reizbarkeit. — Anfang Oktober

mit Berg Aussprache gegen meine Darstellungsweise, ebenso mit Direktor Steiner. Dies alles war angetan, eine energische Umschau in meinem Ich zu veranstalten und die Hebel zum Selbstbewußtsein in Bewegung zu setzen. In ‚Doktor Haslinger‘ war ich anfangs nicht beschäftigt, durch den Austritt des Komikers Schreiber aber erhielt ich dessen Rolle. Erst weigerte ich mich diese zu spielen, nach all den Demütigungen, die ich unverschuldet erlitten hatte, doch übernahm ich sie endlich nach großem Kampfe — ich beanspruchte aber eine Notiz in den Zeitungen, die mein Mitwirken in einer untergeordneten Rolle erklärte. Dies geschah.

Mit der kleinen Partie erreichte ich Außerordentliches. Die ganze Kritik war voll einstimmigen Lobes.

Freudig und mit besonderem Fleiße ging ich in dieser Saison an die Rolle des Pfarrers ‚Vetter im ‚Pfarrer von Kirchfeld‘. Ich genoß die Freude mit Sonnenthal als ‚Pfarrer‘, Lewinski als ‚Wurzelsepp‘ und Fräulein Janisch als ‚Annerl‘ zu spielen.

So schloß das Jahr 1875. Als schöne Erinnerung bleibt mir eine Soiree bei Carl Treumann, wo meine Vorträge vor einem vornehmen Publikum — darunter Gräfin Sulivan-Wolter und Sonnenthal — sehr gefielen und ich die besondere Freude hatte, mit Gräfin Sulivan-Wolter zu tanzen.

1876 begannen wieder meine Gastspielreisen: Temesvar, Pest, Olmütz, Bielitz, Troppau, Linz und München, um dann zur Wintersaison nach Wien ins Theater an der Wien zurückzukehren.

Bei einem Konzert, das für eine erkrankte Kollegin gegeben wurde, fällt mir eine lustige Begebenheit ein. Es wirkten verschiedene erste Kräfte heiteren Genres mit — Frau Tettenbach, Fräulein Lina Bendel, Fräulein Josefine Gallmeyer, Fräulein Finali, die Herren Rüdiger, Blasel, Girardi, Matras und meine Wenigkeit. Nach dem Vortrag der Gallmeyer, die endlos applaudiert wurde, extemporierte sie: „Ja ich bitt — ich hab nix mehr“ — sah auf mich, der ich am ersten Komiteetisch saß und fragte laut: „Haben Sie was?“ Dank

meiner Geistesgegenwart stand ich sofort auf und rief: „O ja, und das Allerneueste, ‚Der Einlaß ins Burgtheater‘.“ Dies Intermezzo, das sich ohne Vorbereitung von selbst ergab und die richtige Stimmung in der lustigsten Weise heraufbrachte, ließ mich schon unter schallendem Applaus das heiße Brettl besteigen, und ich feierte einen großen Triumph.

Gespielt wurden: ‚König Karol‘, ‚Blitzmädel‘ und ‚Seekadett‘. Nach Schluß dieser Saison, die für mich viel künstlerische Freuden aufzuweisen hatte, verpflichtete ich mich wieder als Gast an das Friedrich Wilhelmstädtische Theater in Berlin, ans Tivoli-Theater in Bremen, nach Breslau und schließlich ans Thalia-Theater in Hamburg, das damals unter der trefflichen Leitung des Direktors Maurice stand, der allgemein geschätzt wurde.

Die hier trotz der Gluthitze erzielten guten Kassenerträge ergaben das Faktum meines Erfolges. Die dortige Kritik ist gerecht und eindringlich, sieht alles und hält mit der nötigen Rüge nicht

zurück, wenn sie auch des Tags vorher alle Füllhörner des Lobes über mich hatte ergehen lassen.

Unter all meinen Gastspielpartien dieser Saison war der ‚Brüller‘ im ‚Blitzmädel‘ die erfolgreichste. Mit ‚Blitzmädel‘ als großartige Abschiedsvorstellung beschloß ich auch meine Gastspielreisen, um wieder in Wien einzurücken, wo ich im Jahre 1878 hundertvierundvierzig Mal spielte.

Nach Ablauf der Zeit, für die ich mich gebunden hatte, begann mein Wanderleben von neuem. Von Linz nach Breslau, nach München an das Königliche Hoftheater am Gärtnerplatz. Von da nach meinem lieben Dresden mit der Gewißheit, dort stets mit aufrichtiger Freude begrüßt zu werden.

In Riga setzte ich mein Gastspiel fort. Das dortige Theater ist für die Posse und die Operette entschieden viel zu groß — größer als das Theater an der Wien. Um verstanden zu werden, muß man fast schreien — eine anstrengende Arbeit.

Ich war der erste Wiener Komiker in Riga. Der Erfolg war ein durchschlagender, aber das

Repertoire stets auf Zufall gebaut. Alle anderen Gäste fanden hier ein stehendes Repertoire: Lustspiel, Schauspiel, Oper, aber jede Vorstellung meines Genres wurde ein durch viele Proben erschwerter Kampf.

Von Riga ging es nach Karlsbad, Franzensbad ꝛc., dann wieder nach Wien, wo ich einen herzlichen Empfang erlebte.

Als erste Novität in der Saison waren „Die Glocken von Corneville“ angesetzt, die uns das Glück einläuteten. Die Hoffnung, die ich mit der Rolle des alten ‚Kaspar‘ beim Studieren hegte, hat sich glänzend verwirklicht. Die Oper brachte viel Erfolg.

Im Jahre 1879 kam Marie Geistinger nach Wien an das Theater an der Wien, die einstige Stätte ihrer Triumphe. Sie wurde vom Publikum enthusiastisch aufgenommen. — Wir schlossen mit der ‚Großherzogin von Gerolstein‘ im März die Saison.

Ich packte wieder mein Ränzel, um alsdann

nach meinen Gastspielen abermals in Wien zu landen. Das Jahr 1880 war für mich ein arbeitsreiches. Als Lohn für meine Pflichttreue erhielt ich durch verschiedene Zeitungen eine Demütigung nach der anderen — nicht vom kritischen, sondern vom privaten Standpunkt. „Was habe ich da zu tun?" war damals mein Denken und Fühlen.

Nach der Saison in Wien im Jahre 1881 ging ich wieder zu einem Gastspiel nach Brünn und, wie alljährlich, nach Dresden, wo ich in der Posse ‚Böhmin' auftrat und durch die Anwesenheit der beiden Majestäten, König und Königin von Sachsen geehrt wurde. Von Dresden setzte ich die Tour nach Stettin, Hamburg, Magdeburg, Cannstatt, Teplitz fort und ging nach meinen Ferien wieder nach Wien. Hier kreierte ich im ‚Lustigen Krieg' die Rolle des ‚Balthasar Groth'. Welche wochenlange Selbstquälerei und Nervenţorturen vergißt man nicht durch einen großen Applaus! Die Operette wurde bis zu jenem Unglückstag aufgeführt, an dem um sieben Uhr

abends das Ringtheater unter Direktor Jauner in Flammen aufging und unter den Trümmern 447 Menschen begrub. Se. Majestät unser Kaiser, dieser erhabene Monarch, hat in erster Linie durch seine persönlichen Kontrollbesuche aller Theater das Vertrauen des Publikums wieder erweckt. Als Se. Majestät in meiner Garderobe den über meinem Spiegel angebrachten Zettel mit der Inschrift: „Mensch ärgere dich nicht!“ sah, sagte er lachend: „Das ist eine gute Idee!“

Nach Schluß unserer Spielzeit in Wien führte mich im Jahre 1882 mein Weg wieder nach Frankfurt a. M. In keiner anderen Stadt fühlt man neben solch großem Reichtum so sehr die Errungenschaft geistigen Adels wie dort, — Goethes Geburtsstätte. Natürlich wurden hier klassische Stücke bevorzugt. Aber Nestroys Feder erkannte man auch an. Das Publikum lachte. Ich merkte zwar genau, daß gewisse schwache Wendungen, die nicht genügend motiviert waren, kühl oder staunend aufgenommen wurden. Man

zeichnete mich aus, kam massenhaft ins Theater, verlangte bei offener Szene Tusch und applaudierte unaufhörlich. Auch die Kritik würdigte mich, sie nannte mich den Ersten meines Faches und bedauerte nur die Verschwendung meines Talents in solchen Stücken. An Reichtum und Noblesse kam dies Theater einem Hoftheater gleich. Endlich wurde mein langgehegter Wunsch nach Paris zu reisen zur Tat, und so fuhr ich mit meiner Frau Rosa am 23. Mai auf zehn Tage dahin. Der Eindruck war für mich kolossal, und wären die Besichtigungen nicht so nervenabspannend gewesen, würden die Pariser Tage zu meinen schönsten Erinnerungen zählen. Ganz besonderes Interesse widmeten wir den allabendlichen Theatervorstellungen und nahmen die Befriedigung mit, daß man in Wien und Deutschland auch keine schlechte Klinge schlägt. Nach dem schönen Pariser Aufenthalt ging es wieder an die Arbeit und auf Gastspiele. In Wien reifte in mir immer mehr der Entschluß, das Theater an der Wien zu verlassen. 1883

machte ich noch mit und kreierte damals den ‚Ollendorf‘ im ‚Bettelstudent‘. 1884 löste ich — nach vielen Intriguen und lügenhaften Angriffen auf meine Person und Privatverhältnisse — den Kontrakt, um von der Stätte, an der ich so lange gewirkt hatte, zu scheiden. Das Interesse an der Abschiedsvorstellung war herzlich und allgemein. Für zwei Saisons verpflichtete ich mich noch an das K. K. Carl-Theater in Wien, unter der Direktion Tartazi, um dann endgültig mein Zelt abzubrechen und für immer Wien zu verlassen.

Jetzt gings nach Dresden, wo ich mich ankaufte und später meine zweite Heimat fand. Dies geschah dank all der Unannehmlichkeiten, die mich von Wien fortgetrieben hatten und mich ganz die Gastspielkarriere ergreifen ließen, durch die ich mir dann ein Vermögen erwarb, das mir gestattete, mein Alter in beschaulicher Ruhe zu genießen und heute lachend auszurufen: „Schwamm drüber!“

Nach meiner Abschiedsvorstellung im Theater

an der Wien unternahm ich noch im selben Jahre folgende drei Gastspiele: Königsberg, St. Petersburg und Moskau. Alle meine auf St. Petersburg gestellten Hoffnungen gingen mehr als glänzend in Erfüllung, habe ich doch in den drei Wochen alle Ehren und künstlerischen Erfolge erlebt, notabene mit einem Repertoire, das — mit wenigen Ausnahmen — mich eigentlich nicht berechtigen durfte, den dramatischen Kampf mit dem Hofschauspielern der Zarenstadt aufzunehmen. Aber das Vertrauen auf meine Individualität ließ mich nicht im Stiche, und so wurde ich der erste bahnbrechende Wiener Komiker in St. Petersburg und Kassenmagnet der Hoftheater. Die Kritik widmete mir Lobesartikel wie ich keine während meiner Tätigkeit in Wien aufzuweisen hatte. Man muß diese lebensfrohe reiche Zarenstadt liebgewinnen. Petersburg — wie merkwürdig für einen Fremden! Das Volk und der Adel bilden ein eigentümlich Ganzes. Man betrinkt sich, aber man haut sich nicht.

Man streitet sich, aber man küßt sich dabei. Im Theater spielt man vor der feinen Welt, aber zugleich vor dem echten Volkspublikum.

Gern gedenke ich der Bekanntschaft mit dem berühmten Maler Klever, und einer Soiree beim Minister Polowzeff (es waren der deutsche Botschafter Schweinitz und viele Großwürdenträger zugegen).

Von St. Petersburg ging ich über Weimar, Wiesbaden, Mannheim, Frankfurt a. M. und Kissingen nach meiner Erholungsstation Helgoland.

In den folgenden Jahren gastierte ich noch zweimal im Carl-Theater und verschiedenen Städten Österreichs und Deutschlands. Bis ich im Jahre 1896 in Dresden, wo ich gerade gastierte, den schwersten Schlag meines Lebens erlitt. Die Gründerin meines Glückes, mein treuer, guter Kamerad in Leid und Freud, mein gutes Weib wurde mir durch den Tod, den unerbittlichen Feind glücklicher Menschen, entrissen. — Gebrochen

an Leib und Seele wußte ich nicht, was beginnen. Da war es meine Kunst, die mir über das Schwerste hinweghalf, und mir den Weg zeigte, wie ich in Arbeit und künstlerischen Erfolgen meinen Trost fand.

Ich nahm meine Tätigkeit wieder auf und reiste als gastierender Mime in der Welt umher, holte mir viel Lorbeeren und Geld und ging, was ich früher für ausgeschlossen hielt, sogar nach Amerika, was ich nie zu bereuen brauchte.

Am 10. Dezember 1899 fuhr ich mit meinem Reisemarschall und Freund Maler Forti nach Bremen, um mit dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" die Reise nach New York anzutreten. Bei einer ziemlich stürmischen Fahrt über den großen Teich gelangten wir nach Überwindung aller üblichen und nicht üblichen Seefahrtserscheinungen wohlbehalten in New York an.

Der Empfang durch Direktor Conried war großartig. Nach einem Erholungstag wurde ich mit einer ganzen Anzahl maßgebender Persönlich-

keiten bekannt gemacht. Bald kam der Tag, an dem es hieß: „Auf in den Kampf!"

Erwähnen will ich noch die amerikanische Sitte, daß am Abend vor dem ersten Auftreten des Gastes dieser in der Direktionsloge der Vorstellung beiwohnen muß, um nach derselben eine Lobeshymne von einem Schauspieler von der Bühne herab über sich ergehen zu lassen. Darauf muß sich der Gast erheben und eine mehr oder weniger geistreiche Ansprache an das Publikum halten, die mit donnerndem Applaus quittiert wird.

Die Entscheidungsschlacht wurde geschlagen. Der Sieg als „Nullannerl" in dem Anzengruber'schen Volksstück „Nullerl" war ein glänzender. Die Zeitungen waren der Anerkennung voll, sie nannten mich den deutschen Irving. Ein größeres Lob konnte man mir in Amerika nicht spenden, denn Irving war der Abgott der Amerikaner. — So ging es von Sieg zu Sieg, und nach dem ‚Brüller' im ‚Blitzmädel' wollte der Jubel gar kein Ende nehmen. Ja, es ging so weit, daß einige behaupteten,

das könne unmöglich Schweighofer sein, denn kein Mensch sei imstande sich so zu verstellen.

Einer urkomischen Szene im Laufe meines Gastspiels sei noch gedacht, die sich bei der Aufführung des ‚Gollinger' an einem Sonntag ereignete. In Amerika darf an Sonn- und Feiertagen der Vorhang nicht fallen. Das ist Gesetz, doch welches Gesetz ist nicht zu umgehen! Um verwandeln zu können, wird das ganze Haus dunkel gemacht und ohne Geräusch schnell die Szenerie geändert. Nun ist im ‚Gollinger' am Schluß des zweiten Aktes eine Szene, in der ‚Gollinger' sagt: „Wenn ich nicht helles Bier braue, wird es durch ganz München wie Glockengeläute ertönen: ‚Gollinger hell — Gollinger dunkel, Gollinger hell — Gollinger dunkel —.'" Es wurde dunkel gemacht, da die Szene gewechselt werden mußte, aber das Publikum verlangte stürmisch den Gast zu sehen. Es wurde Licht. Da kam mir der Gedanke, ein wenig zu extemporieren. Ich rief aus vollem Halse: „Gollinger hell", aber

schon wurde es wieder dunkel. Ich rief: „Gollinger dunkel", wieder hell — wieder dunkel. So ging es wohl an die zwölfmal fort unter immer lebhafterem Applaus, bis der Beleuchtungsinspektor dem Scherz ein Ende machte, damit man weiter spielen konnte.

Nachdem das Gastspiel, das um acht Tage verlängert werden mußte, zu Ende war, fuhren wir nach Buffalo und zu den Niagarafällen. Hier sollte ich die Erfahrung machen, daß unsereins gar nicht recht durchbrennen kann, denn als wir am Bahnhof in Buffalo ausstiegen, empfing uns ein Hoteldiener mit dem Ausruf: „Jessas Maria! Herr von Schweighofer!" — Die Niagarafälle, dies Wunder muß man gesehen und gehört haben — beschreiben läßt sich so etwas nicht!

Nun wurde die Rückreise angetreten, ohne nach San Franzisco zu fahren, bis wohin eigentlich mein Gastspiel gehen sollte. Weil es sich aber in New York so glänzend bewährte, ging der Direktor

nicht nach San Franzisco und ersparte dadurch die großen Reisekosten.

Da kein großer Dampfer im Februar nach Deutschland fuhr, waren wir in arger Verlegenheit. Mein Reisemarschall, besser Reiseschelm, lachte sich ins Fäustchen und hatte bereits herauskalkuliert, daß wir mit dem „Kaiser Wilhelm dem Zweiten“ über Gibraltar, Neapel und Genua nach Hause fahren konnten. Der Dampfer, der nur erste Klasse hatte, war bereits so besetzt, daß wir eine Offizierskabine bekommen mußten, was uns nicht unlieb war, weil diese direkt aufs Meer hinaus ging und neben der Küche lag, deren Chef, ein Sachse, uns nebenbei mit allerhand heimischen Gerichten überraschte. Kapitän Hogemann, ein außerordentlich liebenswürdiger Herr, hatte uns zwei Spaßvögel ins Herz geschlossen und uns jeden Abend, wenn sich alles zurückgezogen, zu einer Flasche Sekt in seine Dienstkajüte gebeten, wo wir fröhliche Stunden verplauderten. Eines Abends aber wurden wir aufgefordert in unsere

Kabine zu gehen. „Na nu, was ist denn los?" „Es könnte die Nacht was kommen", war die Antwort. Als die runden Luken doppelt verschraubt wurden und eine eiserne Türe eingesetzt wurde, sahen wir uns bestürzt an. Es dauerte nicht lange, da ging's los. Jede Welle, die an Wand und Fenster schlug, war gleichsam ein Kanonenschuß. Ich lag auf dem unteren Lager, mein Leidensgenosse auf dem oberen. Die Schwankungen wurden so arg, daß er sich auf seinem Lager anbinden mußte, um nicht herausgeworfen zu werden. Immer toller, immer toller! Die Schubladen, die nicht verschlossen waren, flogen aus der Kommode heraus. Waschschüsseln, Gläser, Flaschen, alles lag in tausend Scherben. So oft ich das elektrische Licht anzündete, löschte es mein Reisemarschall wieder aus mit der Bemerkung: „Schlafen Sie lieber! Was geht Sie der Skandal an! Früh werden Sie schon Ihr blaues Wunder sehen!" — Fast drei Tage dauerte der Sturm. Täglich wurden an der Mittagstafel die Gäste weniger. Täglich wurde

unser Appetit größer. Für die ausgestandene Angst führte der Kapitän das Schiff durch die Azoren, denen er sonst fern blieb. Da gerade die Orangen blühten, die nebenbei gesagt die besten der Welt sein sollen, umwehte uns meilenweit der Duft der Blüten. In Gibraltar hielten wir einen halben Tag, um es zu besichtigen und die Post abzufertigen. Der Felsen, der mir als Knabe schon viel zu denken gab, hat mir nicht so imponiert wie ich glaubte, denn die Jungensphantasie hatte sich alles noch großartiger gedacht. Von hier ging es nach Neapel, wo wir leider bei schlechtem Wetter ankamen. Der Vesuv war in Nebel gehüllt, man warnte uns vor einem Aufstieg, so waren wir auf die Stadt angewiesen. Während mein Freund als Maler die Sammlungen aufsuchte, studierte ich das Volksleben. Nun sollten wir mit dem nächsten Schiff nach Genua weiterfahren, aber da es ein kleiner Dampfer war und die Wellen dort sehr kurz sind, ließ ich mich von meinem Reisemarschall bereden, die Billets nach Genua fallen zu lassen

und unseren Weg per Bahn durch Italien zu nehmen, namentlich um Rom zu sehen.

Ganz Rom ist ein Tempel — und ein Tempel in diesem ist wieder Peters heiligster Dom. Der Eindruck, den wir empfingen, als wir in den Dom traten, war ein so großartiger, überwältigender, daß wir wie zwei Schulknaben staunend standen, einander ansahen, und die hellen Tränen über unsere Wangen rollten. Mehrmals haben wir dies Weltwunder besucht und immer wieder den gleichen Eindruck empfunden. — Alles was zu sehen war, wurde besichtigt.

Am nächsten Morgen ging es nach Florenz, dieser herrlichen, paradiesisch gelegenen Stadt, dann über Mailand wieder in unsere Heimat. Als wir am 16. Februar 1900 in Dresden ankamen, eilte ich in mein einsames Heim, mein Freund in die Arme seiner Gattin und seiner Tochter Helena. —

Nach langer Abwesenheit wollte ich wieder einmal nach Wien, um hier als sechzigjähriger Mann

meinem Beruf nach vierzigjähriger Bühnenlaufbahn die Schlußmarke zu geben.

Als ‚Steinklopferhans' wurde ich beim Erscheinen vom Wiener Publikum ausgezeichnet und geehrt, wie es herzlicher und gemüterschütternder wohl kaum vorkommen kann, was mich zwar stolz und glücklich, aber auch traurig stimmte.

1903 wurde mein in Dresden, wo ich ja jährlich zu gastieren pflegte, begonnenes Gastspiel beendet.

Wie schon erwähnt, ging ich in Dresden eine zweite glückliche Ehe mit der ehemaligen Sängerin Fritzi Blum ein.

1904 verwirklichte ich meinen lang gehegten Plan, für immer von der Bühne Abschied zu nehmen — Ich ließ dem Publikum, den Freunden und Kollegen, sowie den Zeitungen durch meinen anscheinend schnellen Entschluß (der natürlich lange gefaßt war) kaum Zeit, weder aufrichtig herzliche, noch reklameschreiende Vorbereitungen zu treffen.

Bei der ersten Zeitungsnotiz schon war das Theater viermal ausverkauft.

Die Stimmung am Abend, meine Beherrschung trotz fieberhafter Nervenerregung, das sinnige Arrangement nach Schluß der ‚Nullerl‘-Vorstellung im Residenztheater, ich inmitten aller festlich gekleideten Mitglieder, dies alles bleibt mir unvergeßlich.

Nachdem ich das letzte Wort als ‚Null-Annerl‘ gesprochen, wurde ich an zwanzig Mal gerufen und mit unzähligen Kränzen geehrt. Während dieser Zeit hatte Direktor Witt hinter dem Prospekt die Mitglieder gruppiert und die Mitte der Bühne für den Kränzeberg freistellen lassen. Als nun die Direktorin Frau Carl, die Ehrenzeugin meines dreißigjährigen Gastierens am Residenztheater zu Dresden, erschien, Direktor Witt ein selbstverfaßtes Gedicht vortrug und einige Mitglieder weinten, da konnte ich nur schwer an mich halten. Der Regisseur Jessen hielt im Namen der Mitglieder eine Ansprache, in der er meine vierzig-

jährige Berufstätigkeit als bewundernswertes Muster hinstellte. Ich hatte den Eindruck ungeheuchelter, aufrichtiger Herzlichkeit.

In dem Augenblick aber, wo die Reihe zu sprechen an mich gekommen, wo nach dreimaligem Tusch des Orchesters sich alle Kränze in der Mitte der Bühne vor mir zu häufen begannen, nichts gesprochen wurde, nur die leise Musik aus dem Verschwender' das Valentin'sche Motto spielte: „Da leg' ich meinen Hobel hin", war's um meine Fassung geschehn. Wie die Kränze zu einem Hügel geschichtet waren, und ich da vor dem Grab meiner Kunst stand, wollte wir das Herz zerspringen. Fassungslos, linkisch trat ich im Nullerlkostüm ganz vor, holte lange Atem und begann dann, krampfhaft meine Fingernägel in die Faust kneifend, meine Rede. Allen wollte ich meinen Dank aussprechen. Wenn auch die Tränen im Auge eines Mannes als unwürdig, schwächlich und weibisch ausgelegt werden, ertrage ich den Tadel gern und schäme mich dieser Tränen nicht.

So beschloß ich meine vierzigjährige Künstlerlaufbahn, um nicht vielleicht später durch gesundheitliche Rücksichten auf die Nachsicht des Publikums angewiesen zu sein. Ich schloß lieber im Vollbesitz meiner Kräfte den Schminkkasten, um mir jenes schöne und ungetrübte Andenken zu erhalten, das der Stolz meines Alters sein soll.

Das Versprechen, meine Kunst der Wohltätigkeit zu widmen, habe ich bis jetzt treulich erfüllt.

Hiermit schließe ich meine vierzigjährigen Erlebnisse. Möge es Sie nicht gereuen, meinen Wanderungen gefolgt zu sein, möge diese Niederschrift dazu beitragen, ein kleines Plätzchen in Ihrer Erinnerung zu bewahren

dem alten

Felix Schweighofer.

Sämtliche Städte, in denen ich aufgetreten bin:

Aachen, Augsburg. Baden b. Wien, Bamberg, Basel, Berlin, Bern, Bielitz, Bonn, Braila, Braunschweig, Bremen, Breslau, Bruck a. d. Leitha, Brünn, Budapest, Bukarest, Cannstatt, Charkow, Chemnitz, Cherson, Cöln a. Rh., Crefeld, Czernowitz, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Duisburg, Elberfeld, Elisabethgrad, Frankfurt a. M., Franzensbad, Freiburg, Fürth, Gera, Gmunden, Graz, Halle, Hamburg, Hannover, Innsbruck, Ischl, Jassy, Karlsbad, Kissingen, Königsberg i. Pr., Krementschug, Krems, Leipzig, Linz, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Marienbad, Moskau, München, New York, Nürnberg, Odessa, Ödenburg, Olmütz, St. Petersburg, Pistyan, Poltawa, Prag, Preßburg, Riga, Salzburg, Stettin, Straßburg, Stuttgart, Temesvar, Teplitz, Trentschin, Troppau, Tula, Turnau, Twer, Weimar, Wien, Wiener Neustadt, Wiesbaden, Würzburg, Zürich.




Gebr. Adolph & Co. (v. Gareis), Dresden


UNIVERSITY OF CALIFORNIA-LOS ANGELES
L 007 676 658 3





